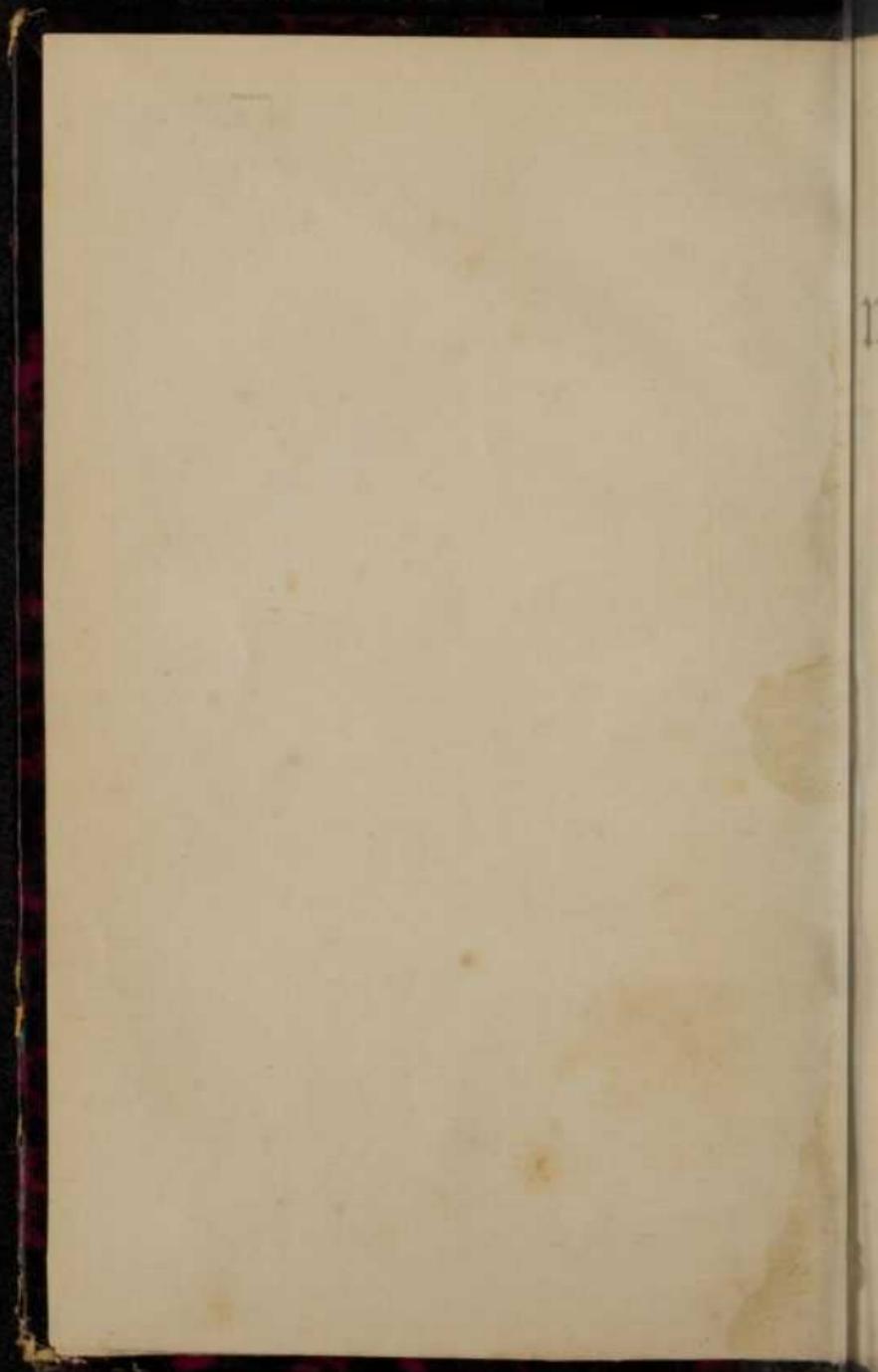


1907.
Arnold Kaugels

Arnold Mangels

1901.



Aus dem
wilden Westen
Nordamerikas.

Erlebnisse und Skizzen

von

Friedrich J. Pajeken.

Zweites Bändchen.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Die Kunst der Buchdruckerei

von Johann Baptist Städel

Leipzig, bey C. Neumann, Neuberger Buchhändler, 1791.

Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Von Indianern verfolgt.

Ich kam damals von Camp Brown am westlichen Abhänge der Bighorn-Mountains. Obgleich wir uns im Februarmonat befanden, hatte das Wetter durchaus nichts Winterliches. Eine milde Brise wehte von Süden her, und der zum größten Teil steinige Boden des Gebirgslandes war schneefrei; nur die Spitzen der in weitem Kreise umliegenden hohen Berge hatten eine weiße Decke.

In meiner Begleitung befand sich ein Mensch, der sich mir in Camp Brown als Führer angeboten hatte; bald aber merkte ich, daß er von dem einzuschlagenden Wege nach Fort Fetterman ebenso wenig wußte als ich. Mein Ärger darüber war nicht allzu groß. Ich hatte Gesellschaft, das war mir die Hauptsache, und dafür bezahlte ich recht gern die paar Dollars, welche ich dem Manne für seine Dienste versprochen hatte.

Mein Begleiter nannte sich George Taylor; doch hörte er auch auf irgend einen anderen Namen, wodurch ich die Überzeugung gewann, daß er den Namen wie das Hemd wechselte, wie man zu sagen pflegt, obschon letzteres bei dem Manne wohl seltener geschah, da er nur ein Exemplar dieses Kleidungsstückes besaß, und zwar dasjenige, welches er auf dem Leibe trug.

Das wunderbarste an dem Menschen war der Kopf; nämlich alles daran hatte eine rote Farbe. Das struppige Haar war rot, ebenso der verwilderte Bart. Das Gesicht hatte eine übernatürliche Röthe, und darin glänzte wie eine rote, glühende Kugel die Nase. Ein alter, vom Zahne der Zeit arg mitgenommener, breitrandiger, grauschwarzer Filzhut be-

deckte das rote Haupt. Sein in unbestimmten Farbentönen schimmerndes Hemd war einst grau gewesen; ebenso schien das lederne Beinleid, von dem seitlich noch einige wenige Reste früherer Franssen herabhingen, in vergangenen Zeiten einmal dieselbe Farbe besessen zu haben. Bis zum Knie reichten ihm die rauhen Schäfte äußerst schadhafter Stiefeln. An einem derselben saß ein Sporn ohne Rad.

Das Pferd, welches der Mann ritt, paßte vollkommen zu dessen abgetragener Ausrüstung. Er sagte mir, es sei über zehn Jahre alt; über zwanzig zählte es meiner Ansicht nach gewiß.

Nachdem wir den Vighorn-River glücklich gekreuzt, hatte mir George Taylor mitgeteilt, daß wir in zwei Tagen die Rattle-Snake-Hills (Klapperschlangen-Hügel) erreichen würden. Darin hatte er recht. Von da ab aber war seine Weisheit zu Ende. Einen ganzen Tag ritten wir nun schon zwischen den Höhen umher, ohne viel weiter zu kommen. Hier zwang uns ein sackartiger Thalfessel zur Umkehr; dort war es ein plötzlich vor uns gährender Abgrund, welcher uns den Weg versperrte.

„Sagt es nur frei heraus,“ sagte ich lächelnd, als es anfing, Abend zu werden und wir uns nach einem geeigneten Lagerplatz für die Nacht umsehen mußten; „Ihr wißt nicht mehr von der hiesigen Gegend wie die Kuh vom Sonntage.“

„O no Sir!“ erwiderte er eifrig, aber doch etwas verlegen. „Ich kenne die Berge wie meine Hosentasche; aber Ihr müßt selbst zugeben, der beste Schütze verfehlt auch einmal sein Ziel. Vor allen Dingen müssen wir den großen Paß erreichen, welcher die Rattle-Snake-Hills gewissermaßen in zwei Hälften teilt. Wir umgehen so die Höhen. Einige Stunden später liegt dann die große Prärie vor uns, welche sich etwa dreißig, fünfzig — na — sagen wir — sechzig Meilen ausdehnt, und auf der wir immer gerade aus nach Osten reiten, bis wir in Fort Fetterman ankommen.“

„All right! Abwarten!“ dachte ich und machte bald darauf unter einem überhängenden Felsen Halt.

Die Gänse wurden abgesattelt; mein Packpferd befreiten wir von seiner Last, die aus unseren Decken, dem einfachen Kochgeschirr, einem Stück Wildfleisch und sonstigem Proviant bestand, und nachdem den drei Tieren die Vorderbeine zusammengebunden waren, und wir es ihnen überlassen hatten, ihren Hunger an den spärlich zwischen Steingeröll stehenden, trockenen Grashalmen zu stillen, machten wir uns daran, unsere Abendmahlzeit zu bereiten.

Bald flackerte ein lustiges Feuer, und in einem Kessel, der über demselben hing, knisterten Fleisch und Speck. Wir beide, mein Gefährte und ich, saßen, unsere Pfeifen rauchend, daneben.

„Ihr könnt von Glück sagen, daß das Wetter so vortrefflich ist,“ begann George Taylor nach längerem Schweigen. „Läge Schnee, dann wäre der Weg über die Berge und besonders durch den großen Paß schwer zu nehmen. Ich machte einst im Dezembermonat dieselbe Reise. Es war schauerhaft kalt, und der Schnee lag stellenweise so hoch, daß er meinem Gaulle bis an den Leib reichte. Ich kam damals von Fort Smith und wollte nach Camp Stambaugh.“

„Von Fort Smith?“ fragte ich erstaunt. „Und dann rittet Ihr über die Rattle-Snake-Hills? Da war der Weg doch viel bequemer nördlich um die Bighorn-Mountains und in der Thalebene am Bighorn-River entlang.“

George Taylor ließ sich durch meinen berechtigten Einwand nicht irre machen. Er erzählte mir eine ausführliche Geschichte seiner damaligen Reise, wahrscheinlich um mir beweisen zu wollen, daß ihm das Land dennoch bekannt sei.

Währenddessen wurde das Mahl fertig. Wir aßen und legten uns bald darauf zwischen unseren Decken zur Ruhe. Hell leuchteten die Sterne vom klaren, nächtlichen Himmel auf uns herab.

Noch nicht lange hatte ich geschlafen, als ich von meinem Begleiter geweckt wurde.

„Was giebt es?“ rief ich ärgerlich.

„St!“ machte er rasch. „Sie sind in der Nähe.“

„Wer, zum Henker?“

„Die Indianer. Ich habe sie gehört.“

„Narrheit,“ lachte ich. „Die Shoshonees liegen in ihren Dörfern wenigstens fünfzig Meilen nordwestlich von hier. Ihr habt geträumt.“

„Nein, nein, Sir! Deutlich hörte ich den Schrei einer Elster.“

„Eule, wollt Ihr sagen. In Eurem Schädel spukt es. Na, und wenn die Indianer wirklich in der Nähe wären, — obgleich ich es nicht glaube — was kümmert es uns? Sie sind in diesem Winter sehr friedlicher Natur.“

„Sie stehlen deshalb doch, und außerdem ist es gar nicht unmöglich, daß sie — — —“

„Was sollten sie uns nehmen?“ fiel ich ihm ungeduldig in die Rede. „Unsere Waffen liegen hier bei uns, und meine Pferde werden sie schon unbehelligt lassen. Beide beißen jeden, der sich ihnen nähert, wenn ich nicht dabei bin, wie Ihr wißt. An Eurem herrlichen Gaul aber wird sich voraussichtlich keiner vergreifen, selbst ein Indianer nicht. Nun laßt mich in Ruhe! Ich will schlafen. Gute Nacht!“

Ich hatte bis dahin die Indianer nur von der friedlichen Seite kennen gelernt, war überall gastfrei in ihren Dörfern aufgenommen und auch sonst von ihnen als Freund behandelt worden. Ich konnte es mir nicht denken, daß sie sich uns jetzt des Nachts in feindlicher Absicht nähern könnten. Wäre ich nicht so unsagbar müde gewesen, würde ich dennoch wohl den Fall genauer untersucht haben, nun aber überzeugte ich mich nur, ob mir meine Büchse zur Seite lag, nahm meinen Revolver in die Rechte und — — schlief ein.

Und ich schlief, warm in meine Decken gehüllt, prächtig in der schönen, reinen Bergluft.

Erweckt wurde ich erst wieder durch das Schelten meines Gefährten. Es war bereits heller Tag.

„Habe ich es nicht gesagt? — Donner und das Wetter! — Jetzt haben wir die Bescherung!“ rief George Taylor in den höchsten Tönen und trommelte wütend auf seinen zerfetzten Sattel, den er auf einen Stein gelegt hatte. Sein Gesicht erschien mir noch röter, und die rote Nase darin glänzte unheimlich. — „Die Diebe! Die Spitzbuben! Die Halunken!“

„Was ist Euch begegnet?“ fragte ich, indem ich mich aufrichtete. Nichts Gutes ahnend, sah ich rasch nach meinen Pferden. Sie grasten in der Nähe.

„Lumpengesellschaft! Die Indianer haben mir meinen Gaul gestohlen,“ schrie Taylor außer sich. — „Durchschnitten haben sie den Strick, mit dem ich ihm die Vorderbeine gebunden. Auf und davon ist er. Doch weshalb besinne ich mich noch lange?“ — Entschlossen warf er den Kopf in den Nacken. „Ich gehe den Schurken nach. — Der Gaul ist seine vierzig Dollars unter Brüdern wert.“

„Aber auch nur unter Brüdern. Ich würde keine drei dafür bezahlen,“ lachte ich; ich glaubte noch immer nicht an die Indianer. Viel wahrscheinlicher erschien es mir, daß das Tier den schadhafte Strick abgestreift und sich während der Nacht einen besseren Futterplatz gesucht hatte.

„Racht, bis Ihr schwarz werdet,“ rief mein Gefährte grimmig und wandte sich zum Gehen.

„Halt, alter Freund, seid vernünftig!“ besänftigte ich aufspringend den Bornigen. „Wohin wollt Ihr? Wartet! Ich begleite Euch. Wir werden den Ausreißer bald wieder finden.“

Rasch schnallte ich den Gürtel um, steckte Messer und Revolver in die Scheiden an demselben, warf meine Büchse über die Schulter und schritt hinter meinem sogenannten Führer her. Als ich ihn einholte, deutete er mit dem Finger auf den Boden.

„Hier ist die Spur.“

Wirklich ließen sich in dem hier weicheeren Erdreich deutlich die Abdrücke von Pferdehufen erkennen. — Die Fährte

führte kreuz und quer und schließlich auf einen kleinen Bach zu. An der anderen Seite lief sie weiter, dann verschwand sie plötzlich, trotzdem auch hier der Boden nicht hart war.

George Taylor, welcher schon triumphiert hatte, schaute mutlos vor sich hin.

„Bande!“ murmelte er. „Mein Pferd zu stehlen. Und nun ist es, als wenn sie hier in die Erde gesunken wären.“ Auf einmal beugte er sich tief nieder, dann lächelte er verschmitzt. — „Aha! Den Kniff kennen wir. Seht nur! Die Fährte führt wieder zurück.“

Er hatte recht. — Bis zum Bach waren die Abdrücke wieder zu verfolgen, und zwar war das Pferd auf demselben Wege wieder zurückgegangen, welchen es gekommen war. Dicht am Ufer vermochte man kaum merklich zu sehen, daß das Tier sich nach Norden gewandt hatte.

„Wartet, ihr Gauner! Ihr seid mir nicht pffiffig genug,“ brummte mein Begleiter. „Merkt Ihr es nun, wohin der Hase läuft? Zuerst über den Bach hinweg, um uns zu täuschen, dann in derselben Fährte zurück und schließlich, um die Spur zu verwischen, in dem Bache entlang sind die Schurken mit ihrem Raube gezogen.“

In einem weiten Bogen lief das Gewässer nach Norden und dann wieder dicht an unserm Lagerplatz vorbei.

Eilig marschierte Taylor vorwärts. Ich folgte ihm, noch immer zweiseln, daß wirklich Indianer an der Entfernung des Tieres schuld trugen. In vielen Krümmungen rieselte der Bach eine geraume Strecke weiter, dann wandte er sich abermals nach Norden.

Hier bemerkten wir wieder Hufspuren, welche das Wasser verließen. Daneben — ich traute meinen Augen nicht — sah ich den Abdruck von Molassins, dem Fußzeug der Indianer. Jetzt nahm ich meine Büchse schußbereit in die Hände.

„Aha! Nicht der Herr Lunte?“ höhnte mein Begleiter. „Nun ist es doch wohl ernst, nicht wahr? Ich habe es gleich gesagt: es sind die roten Teufel. — Lachen und schlafen

konntet Ihr, während ich vor Sorge die ganze Nacht kaum ein Auge geschlossen habe.“

Hastig eilten wir noch etwa tausend Schritte weiter; dann bogen wir um einen Felsen, und — unwillkürlich stuzten wir beide.

Vor uns, mitten auf einem kleinen, von hohen Bergen umgebenen Thalkessel lag, offenbar soeben niedergestürzt, der vermiste Gaul. Halb von ihm verdeckt, bemühte sich ein Indianer vergeblich, sich unter der Last hervorzarbeiten.

Im Nu war George Taylor neben ihm und faßte den Dieb bei den lang herabhängenden Haaren.

„Warte, Schurke! Ich will dich lehren, dich an fremder Leute Eigentum vergreifen!“ Er riß seinen Revolver vom Gürtel und machte Miene, den Wehrlosen niederzuschießen. Rasch fiel ich ihm in den Arm.

„Halt, Freund! Macht keine Dummheiten! Wollt Ihr einen neuen Krieg heraufbeschwören? Die Shoshonees stehen unter dem Schutze der Regierung.“

„Ach was, Regierung! Hier in den Bergen bin ich selbst der Richter. Mein Gaul ist tot; nun stirbt der Kerl ebenfalls.“

„Euer Tier lebt. — Seht doch nur, wie es Euch an-
gloht.“

George Taylor ließ die Hand mit der Waffe sinken und betrachtete seinen Gaul genauer.

„Pferd nicht tot,“ stammelte der Indianer unter den Händen des Wütenden.

Der Gaul begann sich aufzurichten. Nach vieler Mühe gelang ihm das, und mit einem mißlungenen Versuch zu wiehern, schüttelte er sich wie ein Pudel, der aus dem Wasser steigt.

Der Indianer bemühte sich ebenfalls sich zu erheben; aber Taylor drückte ihn energisch wieder nieder.

„Nicht von der Stelle, Halunke, oder —“ Er hob abermals den Revolver. „Was beginnen wir mit dem Schufte?“ fragte er mich schon viel beruhigter und mit Würde.

Der arme Teufel that mir leid. Er zitterte wie Espenlaub vor Angst.

„Laßt ihn laufen,“ erwiderte ich begütigend.

George Taylor sah selbst wohl ein, daß es das Beste war, was ich riet, aber schwer konnte er sich dazu entschließen; man merkte es ihm an.

„Well!“ sagte er endlich. „Ich will den Gauner frei geben; doch für meine verlorene Nachtruhe und seine Spitzbüberei erhält er zuvörderst, was ihm zukommt, eine gründliche Portion Prügel.“

Unbarmherzig begann er auf den Indianer loszuhämmern, welcher sich wie ein Wurm krümmte und dabei fortwährend „No good! No good!“ jammerte.

Bergeblich hat ich meinen Gefährten innezuhalten. Zuletzt packte ich ihn beim Kragen und riß ihn zurück.

„Genug!“ sagte ich streng. „Der Indianer ist ein Mensch wie Ihr!“

„Ach was, Mensch!“ rief Taylor, der durch das Prügeln in neue Wut geraten war. „Ausgerottet müßte die Bande werden! — Ausgerottet, sage ich Euch!“

Er hob die Faust, um seine Züchtigung fortzusetzen. Der Indianer aber benutzte den Augenblick der Freiheit, sprang auf und lief davon. Bald hatte er den nördlichen Abhang des Thales erreicht, und mit affenartiger Geschwindigkeit kletterte er die Felsen hinauf.

Drohend streckte Taylor die Faust hinter ihm her. „Hüte dich, daß du mir nicht noch einmal unter die Finger geräthst, sonst — — —“

„Davor wird er sich schon in acht nehmen,“ unterbrach ich ihn. — „Kommt! Es wird Zeit, daß wir weiterreisen. Ich wünsche, daß Ihr mich heute möglichst rasch an den großen Paß bringt,“ fügte ich nicht ohne Spott hinzu.

Mein Begleiter nahm sein Pferd an der spärlichen Mähne und zog es hinter sich her. — Bald saßen wir auf. Aber-

maß ging es kreuz und quer, und wieder wurde manche Strecke vergeblich zurückgelegt.

George Taylor hatte sich in tiefes Schweigen gehüllt. Entweder ärgerte er sich, daß ich ihn gehindert hatte, den Pferdebieb noch gründlicher zu prügeln, oder er schämte sich über seine erwiesene Unkenntnis des Weges.

Immer wilder und unzugänglicher wurden die Berge. Manchmal führte der Weg so steil bergab, daß wir absteigen und unsere Säule am Zügel führen mußten, wenn wir nicht befürchten wollten, Hals und Beine zu brechen.

Verschiedene Male hatte ich schon eine Elster schreien hören, ohne den Vogel selbst entdecken zu können. Jetzt ertönte dessen Schrei merkwürdig laut uns im Rücken. Wir ritten gerade durch eine breite, lange Schlucht. Neugierig schaute ich mich um. In demselben Augenblick machte mein Pferd einen Satz, verursacht durch meine Sporen, welche ich dem Tier betrossen in die Weichen gedrückt hatte. Deutlich vernahm ich hinter uns Pferdegequackel.

Erstaunt sah mein Begleiter mich an; dann blickte auch er zurück. Gleich darauf bearbeitete er mit seinem halben Sporen seinen Gaul, daß dieser stöhnte.

„Vorwärts, Sir!“ rief er erbleichend. „Sie kommen hinter uns her, die Halunken! Die Indianer sind uns auf den Fersen.“

Kaum hatte er gesprochen, da pffiff eine Kugel an unseren Köpfen vorbei, und ein Schuß krachte. Donnernd gab das Echo von den zu beiden Seiten sich riesenhoch aufstürmenden Felswänden den Schall zurück.

Kein Felsblock befand sich in der Nähe, hinter dem wir hätten Deckung finden können. Im Galopp jagten wir weiter; doch schon nach einer Minute leuchte Taylors Gaul laut.

„Er ist engbrüstig. Er hält es nicht lange mehr aus. Ich bin verloren,“ stotterte mein Begleiter in Tobesängsten.

„Nur vorwärts bis zum Ausgange der Schlucht. Dort bietet sich hoffentlich einige Deckung,“ rief ich ihm ermunternd zu.

Wieder frachten Schüsse der Verfolger hinter uns. Staub aufwirbelnd schlugen die Kugeln dicht bei uns nieder.

Das Pferd Taylors stolperte. Glücklicherweise stürzte es nicht; es mußte sich jedoch am Hufe verletzt haben, denn es hinkte stark. Schreckensbleich saß der Reiter im Sattel. Zegliche Röthe war ihm aus den Wangen gewichen; nur die Nase hatte ihre alte Farbe behalten.

Der Anblick war komisch genug; aber ich war durchaus nicht zum Lachen aufgelegt. Mutterseelenallein befanden wir uns in der Einöde dieser wilden Berge. Holten die Verfolger uns ein, so waren wir verloren. Wir wurden irgendwo auf einem schwer zugänglichen Platze zu Tode gemartert, und niemals kam es an den Tag, daß die Indianer mitten im Frieden mit der Regierung, hier ein Kriegsfest gefeiert hatten.

Dem abgehetzten, alten Tiere meines Gefährten hing die Zunge zum Maule heraus; schwerfällig leuchte es neben mir her, und sein Reiter hatte sich anscheinend auf das Schlimmste vorbereitet. Er hing nur noch im Sattel, jeden Augenblick den Sturz des Gauls erwartend.

Endlich öffnete sich die Schlucht. Die wenigen Minuten unseres Nittes waren mir wie eine Ewigkeit erschienen. Rasch lenkte ich mein Roß hinter mehrere große Steinblöcke, die hier lagen, und sprang hastig aus dem Sattel. Mein Begleiter that dasselbe. Zwei blind abgefeuerte Schüsse empfangen die drei auf ihren kleinen Säulen herantrabenden Indianer.

Im Nu waren auch sie vom Pferde, und rasch zogen sie sich an der südlichen Seite der Schlucht hinter ein etwa meterhohes Gestrüppe zurück.

George Taylor schoß noch einmal nach der Stelle, welche sie bereits verlassen hatten. Er mußte vollständig den Kopf verloren haben, denn nachdem er geladen hatte, richtete er abermals die Büchse dorthin.

„Seid Ihr verrückt geworden? Auf wen schießt Ihr denn?“ schrie ich ihn an.

„O, teurer Herr! Besorgt es lieber allein; Ihr versteht es gewiß besser. Ich werde mittlerweile die Waffen laden,“ stammelte er verlegen.

Soeben erschien wieder der Kopf eines Indianers hinter dem Buschwerk. Ich schoß, und der Kopf verschwand.

„Jetzt seht Ihr die Folgen Eurer Unbesonnenheit,“ sagte ich ärgerlich zu dem in Todesangst bebenden Gefährten. „Weshalb ließt Ihr den armen Teufel nicht laufen? — Er hat uns die Gesellschaft auf den Hals geheßt.“

„No, no, Sir! Das glaube ich nicht. — Die Halunken haben es auf einen von uns beiden abgesehen. Sie wären auf alle Fälle gekommen.“

„Narrheit! Ihr tragt die Schuld! Ihr verdientet, daß ich Euch mit Eurem Bierzig-Dollar-Kennpferde allein ließe. Meine Säule werden so leicht nicht von den jetzt im Winter auf den Büffeljagden abgetriebenen Indianerpferden eingeholt.“

Mein Gefährte betrachtete besorgt seinen Gaul, der, den Kopf bis zur Erde gesenkt, vollständig erschöpft und nach Atem ringend bei ihm stand und einen traurigen Anblick bot.

„Er hält es nicht lange mehr aus, Herr. Auf lang-samen Reisen ist er vortrefflich; aber das Laufen wird ihm sauer. Ich besitze ihn nun schon zehn Jahre, und als ich ihn damals gegen einen alten Pelzrock eintauschte, war er bereits nicht mehr jung.“

„Das klingt wahrscheinlich. — Ausnahmsweise lügt Ihr vielleicht dieses Mal nicht,“ sagte ich. „Aber hier können wir nicht bleiben,“ fuhr ich, mich umsehend, fort. Hinter uns lag ein weiter Thalkessel, an dessen Ende ebenfalls ein mächtiger Bergeinschnitt sichtbar war. „Wir wollen die Pferde noch eine Weile sich verschmausen lassen; dann heißt es: vorwärts, so rasch die Tiere laufen können, über den Platz da vor uns.“

Die Indianer ließen sich nicht blicken; daß sie sich jedoch noch hinter dem Gestrüppe befanden, verriet uns eine zeit-

weilige Bewegung desselben. — Wir konnten, von unseren Felsblöcken gedeckt, von ihnen nicht beobachtet werden.

Nachdem etwa eine Stunde vergangen war, bedeutete ich meinem Begleiter, in den Sattel zu steigen. Er that es seufzend. Schnell stieg ich ebenfalls auf, und im Galopp ging es über die weite Fläche davon.

Keine zweihundert Schritte waren wir geritten, — das Pferd Taylors hinkte stark und leuchte bereits wieder laut — da hörten wir auch schon hinter uns die Indianer wieder. Gellende Schreie ausstößend, folgten sie.

Näher und näher kamen wir der Schlucht, in welcher in wildem Chaos große Steinblöcke auf- und nebeneinander lagen. Schon waren wir unserem Ziele nicht mehr fern, da stürzte der Gaul meines Gefährten und schleuderte seinen Reiter über sich hinweg. Rasch sprang dieser jedoch wieder auf, und laufend kam er fast gleichzeitig mit mir vor dem Bergeinschnitte an.

Schnell suchten wir hier unter einigen höher gelegenen gewaltigen Felsblöcken, von denen aus wir das Thal zu übersehen vermochten, Deckung, und kaum war es geschehen, so sahen wir auch bereits die Indianer — jetzt waren es ihrer sieben — in kurzem Trabe herankommen. Wieder trachten ihnen unsere Schüsse entgegen, und in toller Flucht jagten sie zurück.

George Taylor schoß noch unermüdet weiter, so rasch er nur die Patronen in den Lauf schieben konnte, bis ich ihm innezuhalten gebot.

Eine weite Strecke von uns, bis zu welcher unsere Kugeln kaum noch hätten treffen können, hielten die Indianer an. Sie schienen eifrig zu beraten.

„Vorwärts! Versucht Euren Gaul wieder auf die Beine zu bringen,“ sagte ich zu meinem Gefährten, welcher im blinden Eifer seine Büchse noch einmal abschöß und nun beinahe sein eigenes Pferd getroffen hätte, das etwa hundert Schritte von uns entfernt lag; dicht neben diesem schlug die Kugel ein.

Bögernd verließ er das Versteck, und auf Händen und Füßen kroch er nach dem gestürzten Tiere, welches alle Viere von sich gestreckt hatte und leuchte, daß ich es hörte. Lange war jede Mühe, die alte Kreatur zum Aufstehen zu bewegen, vergeblich; doch endlich raffte sie sich wieder empor. Hastig zerrte Taylor den Gaul hinter sich her bis zu der Stelle, wo ich Posten gefaßt hatte.

Jetzt sah ich, wie die Indianer nach links und rechts abritten. „Wir müssen weiter. „Wir dürfen keine Zeit verlieren,“ rief ich erschrocken aus. „Ich merke die Absicht der roten Teufel. Sie wollen uns, selbst von den Seiten gedeckt, angreifen.“

„Aber mein Tier trägt mich nicht mehr,“ jammerte mein Begleiter.

„So nehmt es am Zügel. Wollt Ihr des alten Kleppers wegen, der keinen Dollar mehr wert ist, zurückbleiben und Euch fangen lassen? Vorwärts!“

Das alte Pferd, wahrscheinlich froh, keinen Reiter tragen zu müssen, lief besser als ich gedacht hatte hinter dem Bur-schen her, und schnell kamen wir weiter.

Schroffe Felswände türmten sich anfangs zu unseren Seiten; dann erhoben sich minder steil ansteigende Felsrücken, zwischen denen sich überall wieder tiefe Einschnitte zeigten.

Eine Stunde mochte vergangen sein, als sich plötzlich das Gewirr der Felsen öffnete. Ein gewaltiger Abgrund gähnte vor uns, über den hinaus sich eine prächtige Fernsicht bot. Meilenweit zog sich das Gebirge fort; Berge reihten sich an Berge, und etwa fünfzehnhundert bis zweitausend Fuß tiefer gelegen, dehnte sich eine unermessliche Prärie nach Osten aus. — Dicht am Abgrunde entlang führte ein schmaler Weg zur Ebene hinab; ihn schlug ich ein. Ich fragte meinen Gefährten längst nicht mehr nach seiner Meinung, und er bemühte sich ebensowenig, seine Stellung als Führer geltend zu machen.

Eine geraume Weile ging es steil bergab, dann nahmen uns abermals Schluchten und Thäler auf.

Besorgt sah ich mich von Zeit zu Zeit nach den Indianern um. Sie waren nirgends zu entdecken.

Eine Stunde nach der anderen verrann, und endlich neigte sich der Tag seinem Ende. Wir mußten einen Lagerplatz für die Nacht suchen. Hunger und die andauernde Anstrengung hatten auch die Kräfte meiner beiden Pferde vollkommen erschöpft. Im stillen hoffte ich, daß die Indianer unsere Spur verloren und die Verfolgung aufgegeben hatten.

Endlich fand ich eine Stelle, welche mir zum Lager geeignet erschien. Neben einer Schlucht, welche nach Osten führte, lag ein geräumiger, mit Buschwerk, Gras und einigen Bäumen bewachsener Platz, den wie eine Mauer mächtige Steinblöcke einfaßten, und von wo sich das kleine Thal, welches wir soeben durchzogen hatten, gut übersehen ließ.

„Ich wette, die Halunken sind nicht weit hinter uns,“ sagte mein Begleiter zaghaft, als ich aus dem Sattel sprang. „Sie werden im Dunkel der Nacht heranschleichen und uns morden, Sir.“

„Ihr seid hier doch lange genug im Westen, um zu wissen, daß die Indianer sich nachts nicht so leicht an ihre Feinde wagen, weil sie glauben, daß, falls sie dann getödtet werden, sie auch ewiges Dunkel in den glücklichen Jagdgründen umgiebt,“ erwiderte ich mir selbst zum Trost, denn die Worte meines Gefährten hatten mich doch wieder ruhig gemacht.

Raum hatte ich ausgesprochen, da pflog meinem Begleiter der Hut vom Kopfe. Beinahe gleichzeitig krachte an der anderen Seite des Thales ein Schuß, vielfach vom Echo wiedergegeben.

„Heilige Barmherzigkeit!“ stotterte George Taylor, in die Kniee sinkend und auf seinen Kopf fassend. „Noch eine Linie tiefer, dann wäre ein Stück vom Schädel mit davongeflogen.“

Auch ich hatte mich bestürzt niedergebeugt. Vorsichtig schaute ich zwischen den Steinen hindurch. An der anderen Seite des Thales hielten hinter Buschwerk und Felsblöcken

fünf Indianer, und zwei kamen eilig von der nördlichen Anhöhe zu ihren Brüdern herab.

Jetzt wurde es mir klar. Die Halunken hatten uns dort den Ausgang abschneiden wollen, und nun waren wir ihnen glücklicherweise zuvorgekommen.

„Seht Ihr etwas von dem Schurken, Sir?“ fragte mein Gefährte begierig.

„Die ganze Gesellschaft ist dort wieder versammelt. Ich zähle sieben Köpfe.“

„Schießt auf die Hunde,“ rief Taylor eifrig. „So lange wir keinen von ihnen treffen, fürchten sie uns nicht. Einem Indianer vermag man nur Achtung abzugewinnen, wenn man mit keiner Kugel das Ziel verfehlt.“

Taylor hatte recht. Wie oft hatte ich schon dieselbe Ansicht von erfahrenen Pionieren des Westens aussprechen hören. Bisher schoß ich mit der Absicht, nicht zu treffen, um die Feinde nicht noch mehr gegen uns aufzureizen.

„Ich sagte Euch schon; ich bin — kein sonderlicher Schütze,“ fuhr mein Begleiter fort. „Jetzt vermag uns nur ein guter Schuß zu retten. Wenn wir die Halunken dort nicht einschüchtern, wagen sie noch vor Sonnenuntergang einen Angriff, und dann sind wir verloren.“

Einige Sekunden überlegte ich; dann hob ich die Büchse und schoß. — Eines der Indianerpferde stürzte mit seinem Reiter, und sofort war keiner der Feinde mehr zu sehen.

„Trafet Ihr, Sir?“ rief mein Gefährte gespannt.

„Ja, wenn auch nur ein Pferd.“

„Das genügt für den Anfang,“ sagte George Taylor, sich vergnügt die Hände reibend. — „Wenn die Gauner nur sehen, daß wir zu schießen verstehen. Noch besser wäre es allerdings gewesen, Ihr hättet einen der Kerle getroffen. Hier nehmt meine Büchse und schießt noch einmal; mittlerweile lade ich die Curige.“

In demselben Augenblick sprang drüben einer der Indianergäule aus dem Gebüsch. Rasch griff ich nach der

Waffe und schoß abermals. — Getroffen wälzte sich das Tier am Boden.

„Wieder ein Pferd,“ sagte ich.

„Gut, gut Sir! Wenn es nicht anders ist, vertilgt nur die Gänse. Zu Fuße laufen uns die faulen Schurken nicht nach.“

Von da ab regte sich drüben nichts mehr. Bald wurde es dunkler und dunkler. Wir hatten unsere beiden Gänse abgezäumt und auch das Packpferd abgeladen. Gierig fraßen die hungrigen Tiere das trockene Gras, welches zwischen den Steinen stand.

Die Nacht brach herein. Vom klaren Himmel verbreiteten die Sterne so viel Helle, daß wir die nächste Umgebung zu erkennen vermochten.

Die Nacht ist keines Menschen Freund und besonders nicht, wenn man sich von Indianern verfolgt und diese in der Nähe weiß. Mir war durchaus nicht behaglich zu Mute, obgleich ich annehmen durfte, daß wir infolge der Furcht der Indianer, nachts getödet zu werden, vor Anbruch des nächsten Tages wohl keinen Angriff von seiten der Feinde zu erwarten hatten. Gewiß aber war das ratsamste, unseren Weg fortzusetzen, und das sagte ich auch meinem Gefährten, indem ich ihn zugleich fragte, ob er sich getraue, uns, ohne daß wir Hals und Beine brächen, nach der jedenfalls nicht mehr weit entfernten Prärie zu führen.

„In solchem Dunkel sieht man zu wenig,“ antwortete er, sich hinter den Ohren krauend. — „Ich weiß allerdings sehr gut, wo wir uns befinden — nur gestern hatte ich einmal den Weg verloren — und wenn es jetzt Tag wäre oder der Mond schiene, solltet Ihr mich nicht umsonst als Führer mitgenommen haben; aber in dieser Finsternis kann sich der Teufel nicht zurecht finden.“

„Wie weit schätzt Ihr denn die Prärie noch von hier entfernt?“ fragte ich.

„Nal zwei, drei, vier Meilen. Genau läßt sich das nicht bestimmen.“

„All right! Dann wollen wir unserem guten Glücke vertrauen, das uns bis hierher geführt hat. Vorwärts!“

Die Säule wurden gezäumt und das Packpferd besaben. Ich mußte eine Decke opfern, die George Taylor in mehrere Teile schnitt, mit denen er die Hufe unserer Tiere umwickelte, damit man das Aufschlagen derselben auf dem steinigem Boden nicht hören konnte.

Vorsichtig, die Pferde am Zügel, machten wir uns auf den Weg und wandten uns gleich links in die Schlucht, in der es etwa eine halbe Stunde bergab ging. Ohne Unfall gelangten wir an den Ausgang, und nun strich uns ein frischer Wind entgegen. Gleichzeitig vernahm ich ein Klatschen und Rispeln. — Schärfer strengte ich die Augen an, um das Dunkel zu durchdringen, während ich, von meinem Begleiter gefolgt, rasch weiter schritt. Da streiften meine Beine hohe, dürre Halme. Ich sah keine Berge mehr weder zur Seite noch vor mir. Bis auf die Erde herab wölbte sich weit in der Runde der sternübersäte Himmel.

„Sir! Die Prärie hätten wir erreicht,“ sagte George Taylor gedrückt und kleinmütig.

Ich hatte mich bereits davon überzeugt, und spöttisch erwiderte ich: „Die Meilen bis dahin haben wir merkwürdig schnell zurückgelegt.“

Mein Begleiter schwieg. Noch etwa eine halbe Stunde ging es zu Fuße; dann bestiegen wir unsere Säule und ritten langsam nach Osten weiter, bis unsere erschöpften Tiere uns zwangen, Halt zu machen.

Ein Feuer durften wir noch nicht anzuzünden wagen; wir stillten daher unseren Hunger mit einem Stück rohen Wildfleisches, worauf ich mich in meine Decken rollte und bald einschlief.

George Taylor wagte nicht zu schlafen. Beim ersten Tagesgrauen weckte er mich, und wir brachen wieder auf. Ein unabsehbares Grasmeer umgab uns; nur im Westen lagen, in graue Nebel gehüllt, die Berge, welche wir unter

so großen Gefahren glücklich überschritten hatten. — Wir ritten mit einigen Unterbrechungen den ganzen Tag und die nächste Nacht hindurch. Am darauffolgenden Morgen, einige Stunden nach Sonnenaufgang, erreichten wir glücklich Fort Fetterman, wo ich meinen Führer ablohte.

Nachdem er das Geld langsam in die Tasche hatte gleiten lassen, drehte er verlegen seinen Hut zwischen den Fingern, und schüchtern meinte er: „Ihr könntet mir einen großen Gefallen erweisen, Herr. Meldet es hier in der Befestigung nicht, daß uns die roten Teufel verfolgt haben. Es möchte unangenehme Folgen für mich haben.“

„Aha! Ihr glaubt, weil Ihr einen Indianer durchgeprügelt habt, der unter dem Schutze der Regierung steht?“

George Taylor schüttelte das Haupt.

„No Sir! Das hätten andere an meiner Stelle auch gethan; aber — Ihr habt mir heute nicht den geringsten Vorwurf gemacht; das rührt mich, Sir, und deshalb will ich Euch die Wahrheit eingestehen. Seht! Ich bin von jeher ein armer Teufel gewesen, dem es an allem Nötigsten gefehlt hat. Mein größter Wunsch war stets, einen Gaul zu besitzen. Geld besaß ich niemals genug, einen zu kaufen, und da auf Pferdediebstahl bei meinen Landsleuten hier im Territorium Todesstrafe steht, indem sie, wie Ihr wißt, jeden Pferdedieb, wenn er gefaßt wird, an den nächsten Baum aufknüpfen, und ich mich dieser Gefahr ungern aussetzen wollte, stahl ich mir einen Gaul von den Indianern und verwundete dabei einen derselben, der mir das Tier streitig machte. — Das ist nun ein Jahr her. Durch meinen roten Kopf bin ich jedoch leicht wieder zu erkennen, und die Halunken haben mich nicht vergessen. Sobald ich je Camp Brown verließ und mich über die Berge fortschleichen wollte, waren mir die roten Teufel auf den Hacken, und nur mit genauer Not gelangte ich jedesmal zurück. Dazu hatte ich nun das Unglück, daß mir im vergangenen Herbst in einem Schneesturm die Nase erfrohr, und auch meine Augen müssen dabei gelitten

haben, denn seitdem bin ich so kurzfristig, daß ich auf hundert Schritte keinen Menschen mehr erkennen kann. — Ich wäre bei meiner Blindheit niemals über die Berge gekommen, wenn ich Eure freundliche Begleitung nicht gehabt hätte. — Jetzt bin ich geborgen, denn morgen reite ich noch weiter westlich, wo keine Shoshonees mehr haufen. Nehmt daher meinen verbindlichsten Dank, Sir! Zwar befindet Ihr Euch ebenfalls in Gefahr; aber bedenkt, daß Ihr einen armen Teufel aus noch größerer Gefahr gerettet habt. Genau genommen würdet nicht Ihr, sondern ich wurde von den Indianern verfolgt.“

Eine Reise von New Fort Mc'Kinney nach Old Fort Mc'Kinney (Fort Reno).

Es war gegen Ende des Novembermonats. Das Thermometer zeigte 20° N. unter Null. Knirschend gruben sich in den hartgefrorenen Schnee die Räder der Passagierpost, auf der ich neben dem Kutscher — der einzige Platz für den Passagier — eines Nachts die in den Bighorn Mountains nahe dem Cloud-Peak gelegene Befestigung New Fort Mc'Kinney verließ.

Der Postwagen ist im Verhältnis zu seiner Größe ziemlich breit, um auf den teilweise beinahe unpassierbaren Wegen ein Umwerfen möglichst zu vermeiden. Zwischen vier hohen, dünnen, jedoch sehr fest gearbeiteten Rädern befindet sich vorn ein schmaler Kutscherbock und dahinter eine kurze Platte, auf der die Brieffäcke festgeschnallt werden.

Diese „first class american stage line“ — so ist sie in den Zeitungen nebst der Abbildung einer von vier oder sechs galoppierenden Pferden gezogenen, geschlossenen Post angepriesen — befördert die Brieffschaften und kleineren Pakete

zwischen Rock Creek, einer Station der Union-Pacificbahn, und dem in Montana gelegenen Fort Custer und führt zugleich an den verschiedenen Forts (Befestigungen) vorüber, welche in Wyoming und weiter nördlich im Lande zerstreut liegen.

Bald lag der Außenposten der Befestigung hinter uns. Am Himmel jagten dunkle Wolken, und nur für Augenblicke streifte das Licht des Mondes die hügelige, schneebedeckte Gegend um uns her. Ein eisig kalter Wind wehte uns schneidend entgegen. Fluchend trieb neben mir der Kutscher seine Pferde an, welche schnaubend die oft steilen Anhöhen erklimmen und in rasendem Galopp wieder bergab liefen. Dabei wurde die Post auf dem unebenen Boden von einer Seite zur anderen geschleudert, so daß wir Mühe hatten, unsern Sitz zu behaupten.

„Fahrt Ihr schon lange?“ fragte ich meinen Nebenmann nach einer Weile. Das Schweigen wurde mir auf die Dauer unangenehm.

„Yes, Sir! Lange genug, um den Verstand dabei zu verlieren,“ antwortete er ärgerlich.

„Dann kennt Ihr voraussichtlich den Weg genau?“

„No, Sir! Über die Hälfte der Strecke von hier bis Crazy Woman sah ich nie bei Tage; aber die Pferde kennen sie. Ich habe mir nur einige besonders gefährliche Punkte gemerkt, wo die Post gewöhnlich umschlägt. Bis jetzt ist es trotzdem noch immer gut abgelaufen,“ fuhr er fort, als ich betroffen schwieg. „Nur einmal brach ein Passagier den Arm. Der Kerl hatte aber selbst schuld; warum schläft er, anstatt aufzupassen? Man muß sich bemühen, in gleicher Linie mit der Post zu fallen und nicht etwa vorher. Dann geht es allemal gut,“ fügte er hinzu. Wahrscheinlich wollte er mich durch diesen vortrefflichen Rat für vorkommende Fälle vorbereiten.

Das waren nicht sehr trostreiche Aussichten für mich. Wenn der Mond hinter den Wolken verschwand, war es so dunkel, daß man keine fünf Schritte weit sehen konnte. Un-

bekümmert darum fuhr der Kutscher in gleichem Tempo weiter. Vor seinem „Get up!“, von einigen Peitschenschlägen begleitet, hatten die Pferde einen ungemeinen Respekt. Beinahe ohne Unterbrechung gallopierten sie fort.

Von Minute zu Minute wirkte die Kälte empfindlicher. Obgleich ich in einen Büffelpelz eingehüllt war und mir Hals und Kopf mit einem wollenen Shawl umwickelt hatte, klappernten schon nach einer halben Stunde meine Zähne vor Frost, und ein eisiger Schauer schüttelte meinen Körper.

„Ich glaube, wir laufen ein Stück,“ meinte mein Begleiter, indem er von der Post stieg.

Ich folgte seinem Beispiele, und etwa fünf Minuten trabten wir neben dem Gefährte her. Dann nahmen wir, außer Atem, aber gründlich erwärmt, unsern vorherigen Platz wieder ein, und von neuem ging die Fahrt weiter.

Diesesmal hatte ich den kleineren Teil des nur sehr schmalen Sitzes erhalten, und bald machte sich die denselben einfassende, reichlich hoch angebrachte Eisenstange unter mir ganz bedeutend fühlbar. Um mich zu erholen, erhob ich mich von Zeit zu Zeit und verblieb dann eine Weile in schwebender Stellung. Lange war das jedoch nicht zu ertragen, meine Kniee wurden mir lahm, und außerdem befand ich mich stets in Gefahr, vom Bock geschleudert zu werden.

Ich bemühte mich nun noch einmal, ein Gespräch mit meinem Nebenmanne anzuknüpfen, doch derselbe antwortete nur kurz mit „Yes“ und „No, Sir“. Er hatte sein Gesicht vollständig eingehüllt, was ihm am Sprechen hinderlich sein mochte.

So verging eine Stunde nach der andern. Wenn die grimmige Kälte durch die Kleider bis auf die Haut gedrungen war, liefen wir von neuem neben der Post her.

Ensig bemühte ich mich dann jedesmal beim Aufsteigen, die größere Hälfte des Sitzes zu erhalten, was mir auch bisweilen glücklich gelang.

Die Pferde hatten soeben wieder eine steile Anhöhe er-

kommen, und laufend ging es jetzt bergab. Plötzlich neigte sich das Gefährt bedenklich nach einer Seite.

„Look out! Look out!“ rief der Kutscher mir zu. Mit beiden Händen griff er in die Zügel und versuchte, die Säule in ihrem jetzt rasenden Laufe aufzuhalten. Auf einmal erfolgte ein Stoß. Die Post schlug um. Mein Begleiter und ich rollten in den tiefen Schnee. Sofort standen die Pferde.

„Habe ich es nicht gedacht?“ brummte der Kutscher, indem er sich langsam erhob. „Es ist gerade, als wenn die Tiere es bereits wissen, daß hier umgeworfen wird. Habt Ihr etwas gebrochen?“ fügte er fürsorglich hinzu.

Ich sprang vom Boden auf und reckte meine Glieder. „Anscheinend ist alles heil geblieben.“

„Seht Ihr, Sir! Ich habe es Euch gesagt: man muß in einer Linie mit der Post fallen, dann geht es allemal gut. Ihr flogt herunter, als wäret Ihr an die Sache gewöhnt wie ich. Doch nun helft mir, daß wir den Wagen wieder hinaufbringen. Wenn ich einen Passagier fahre, habe ich diese Höllearbeit doch nicht allein nötig zu thun.“

„Aber wenn Ihr vorher wißt, daß dieser Punkt gefährlich ist, weshalb fahrt Ihr denn nicht vorsichtiger?“

„Hilft nichts, Sir! Es bleibt sich doch gleich. Die Stelle dort oben ist nicht für Fuhrwerk eingerichtet.“

Nach vieler Mühe gelang es uns, das Gefährt wieder auf die Höhe zu schaffen. Dann wurden die Postsäcke geholt und festgeschnallt, welche sich bei dem Sturze gelöst hatten.

„Es ist doch großartig, was die Postdirektion in solchen Fällen ihren Passagieren zumutet!“ begann ich, als wir endlich weiter fuhren, jetzt etwas langsamer, da sich in der Nähe abermals eine gefährliche Stelle befinden sollte.

„Ihr kommt noch gut davon,“ meinte der Kosselenter lachend. „Danket Eurem Schöpfer, daß nicht viel Schnee in den Bergen liegt, sonst müßtet Ihr arbeiten, wie ein Pferd. Sind die Wege stark verschneit, nehme ich stets zwei Schaufeln mit, eine für den Passagier, die andere für mich.“

Auf weite Strecken müssen wir uns dann oft einen Weg bahnen, wenn wir weiter wollen. Einmal weigerte sich ein Mann, mir behilflich zu sein. Ich arbeitete infolgedessen ebenfalls nicht, sondern wartete ruhig ab, bis die Kälte dem Widerspenstigen seine Faulheit benahm. Nachher habe ich ihn sich gründlich quälen lassen; er sollte doch merken, daß eine Fahrt mit der Post kein Vergnügen ist.“

Um das einzusehen, hatte man wahrlich nicht nötig, zu arbeiten und Schnee zu schaufeln. Wir waren noch keine vier Stunden unterwegs, und schon befand ich mich in einem Zustande, in welchem man wie ein Opferlamm alles geduldig über sich ergehen läßt.

Plötzlich standen die Pferde.

„Aha,“ sagte der Kutscher zufrieden und sprang behende vom Bock. „Seht Ihr, wie gut die Gänse den Weg kennen? Wollt Ihr nicht lieber auch absteigen? Hier kommt eine Stelle, bei der man sein Testament machen sollte, bevor man vorüberfährt.“

Rasch verließ ich meinen Platz.

Der Kosselenker faßte das eine Pferd beim Kopf. „Besser ist es, Ihr verflügt Euch hinter die Post. Der Weg wird hier sogleich etwas eng.“

Schritt für Schritt ging es weiter. Zu unserer Rechten türmte sich eine mächtige Felswand empor.

„Look out! Jetzt sind wir so weit!“ rief der Kutscher, indem er die Pferde veranlaßte, stärker anzuziehen.

Da teilten sich am Himmel die Wolken. Der Mond schien hindurch, und in seinem Lichte gewahrte ich zu unserer Linken einen gähnenden Abgrund von grauenerregender Tiefe. Der Weg hier oben war so schmal, daß er kaum Raum genug für das Gefährt bot. Die Hinterräder desselben rutschten auf dem eisigen glatten Boden bedenklich nach dem Rande hin.

„Get up!“ schrie der Kutscher und schlug auf die Pferde. „Get up! Get up!“ Keuchend zogen die Tiere schärfer an.

Endlich erweiterte sich der Weg und erleichtert aufatmend, hielt mein Begleiter die schraubenden Säule an.

„Nicht wahr? Etwas gefährlich!“ meinte er und trat zu mir heran. „Ich wette, wenn Ihr dort hinunterstürzt, hasten, unten angekommen, Eure zweihundertunddreizehn Knochen nicht mehr alle fest aneinander. Das erste Mal, vollständig unbekannt mit dem Wege, kam ich hier in voller Fahrt vorüber. Es war eine helle Mondnacht, auch lag kein Schnee. Aber ich sage Euch; meine Haare sträubten sich unter dem Hute, als ich von meinem Bock dort in die Tiefe schaute. In Gedanken lag ich bereits unten. Jesus Christ and General Jackson! Ich merkte mir von da ab diese Stelle genau. Soll etwas stürzen, so mag es die Post mit den Pferden thun; ich bleibe hier oben.“

„Jetzt steigt nur wieder auf!“ fuhr er geschäftig fort, indem er mich von dem schwindelnden Abgrund hinwegzog. „Nun haben wir zwei Stunden Ruhe. Ich benutze diese Zeit gewöhnlich, um etwas zu schlafen. Ihr seid währenddem wohl so freundlich und nehmt Zügel und Peitsche,“ sprach er weiter, als wir Platz genommen hatten, und reichte mir ohne weiteres beide Teile. „Es ist besser, die Tiere wissen, daß jemand hinter ihnen sitzt, sonst möchte es doch noch ein Unglück geben.“

Da saß ich nun, zitternd vor Frost, stumm vor Erstaunen, zum Kutscher der first class american stage line avanciert. Eine Weigerung hätte mir doch nichts geholfen, das sah ich ein. „Aber ich kenne den Weg ja nicht,“ erlaubte ich mir schüchtern zu bemerken.

„Ich auch nicht,“ brummte mein Begleiter, welcher sich in seinen Mantel gehüllt und ein Tuch um den Kopf gewickelt hatte.

Bald darauf zeigten mir die langen Atemzüge und ein leises Schnarchen meines Nebenmannes, daß er eingeschlafen war. In mein Schicksal hatte ich mich schon längst ergeben. Darum nahm ich auch meine jetzige Lage mehr oder weniger

gebuldig auf mich. Meine Pferde trabten flott bergauf und bergab. Bisweilen ließ ich sie verschmaufen, doch dann gedachte ich wieder der warnenden Worte meines Begleiters, und kräftig gebrauchte ich von Zeit zu Zeit die Peitsche, um den Tieren zu zeigen, daß jemand hinter ihnen saß.

So verging abermals eine geraume Weile. Wie lange sie dauerte, weiß ich nicht. Meine Arme erschienen mir abgestorben; mein Körper war wie Eis. Die Schmerzen, welche ich durch den Druck der eisernen Stange unter mir zu erdulden hatte, machten mich zuletzt unempfindlich gegen alles um mich her. Ich hörte auf zu denken.

Schnaubend erklimmen jetzt die Pferde eine Anhöhe; dann standen sie mit einem Ruck still, wodurch mein Begleiter und ich von unseren Sitzen nach vorn gegen das Schutzblech des Bockes rutschten.

Mein Nebenmann rieb sich die Augen und schaute umher. „By Jove! Sind wir schon hier?“ sagte er verwundert, indem er mir Peitsche und Zügel abnahm. „Es ist jammerschade, daß Ihr nicht Kutscher der Post geworden seid, denn Ihr fahrt vortrefflich!“

Vor uns bemerkte ich ein Licht, und schweigend deutete ich darauf hin.

„Das ist Crazy Woman, unsere Station!“ fuhr der Koffelkenner fort. „Freut Euch jedoch nicht zu früh. So etwas täuscht. Wir haben wenigstens noch eine Stunde Weges, bis wir dorthin kommen.“

„Warum fahrt Ihr nicht weiter?“ fragte ich, als er noch immer keine Anstalten machte, die Reise fortzusetzen.

„Noch einen Augenblick Geduld, Sir! Gleich beginnt eine Höllenfahrt, dafür gebrauchen die Pferde ihre vollen Lungen und die ganze Kraft ihrer Beine.“

„Dann steige ich ab!“ rief ich in der Erinnerung an die vorher passierte, gefährliche Stelle, und schickte mich an, vom Bock zu klettern.

Der Kutscher hielt mich jedoch am Arme fest. „Seid kein

Narr! lachte er. „Eine halbe Stunde müßtet Ihr laufen, um die Post wieder einzuholen. Haltet Euch nur ordentlich fest. Umschlagen wird das Gefährt so leicht nicht. Ihr könnt nur von demselben herabgeschleudert werden; weiter nichts.“

Die Säule fingen an, unruhig mit den Vorderhufen zu scharren.

„Stemmt Eure Füße nur gegen das Schutzblech und klammert Euch mit den Händen an das Eisen, auf dem Ihr sitzt,“ sprach mein Nebenmann weiter. „Seid Ihr bereit?“

„Yes, Sir!“ stammelte ich in banger Erwartung des mir Bevorstehenden.

„All right! — Get up!“

Die Pferde zogen an.

Und nun begann eine Fahrt, an die ich heute noch mit Grauen zurückdenke. Steil ging es bergab. Die Tiere rasten in voller Carriere. Das Gefährt taumelte von einer Seite zur andern. Es erforderte meine ganze Kraft, um mich zu halten.

„Get up! Get up!“ schrie der Kutscher, immer von neuem die Pferde zur Eile antreibend. Obgleich die Fahrt mir etwa zehn Minuten andauern mochte, erschien die Zeit mir doch wie eine Ewigkeit. Laut keuchend hielten endlich die Säule an.

„War das nicht ein Genuß?“ meinte mein Begleiter atemlos. Ohne eine Antwort abzuwarten, sprach er weiter: „Seht, Sir! Nachts geht es schon, da sieht man nicht, wohin man fährt, aber bei Tage“ — er schüttelte sich — „da kommt es einem vor, als sei diese Stelle ebenso gefahrvoll, wie der schmale Weg dort oben bei der Schlucht. Man gewöhnt sich jedoch mit der Zeit daran. Wenn die Pferde nur nicht stürzen, geht es hier allemal gut. Meinen Vorgänger traf allerdings das Unglück. Einer seiner Säule fiel und brach das Genick. Er auch. Das andere Tier, welches eben-

falls von der darauf stürzenden Post bergab gerissen wurde, hatte nur drei Beine gebrochen.“

Nach einer kurzen Weile ging es weiter; anfangs langsamer, dann immer rascher; die Pferde schienen den warmen Stall zu wittern. Der Himmel war jetzt fast wolkenleer, und der Mond, welcher sich im Untergehen befand, warf sein mattes, bläuliches Licht zwischen ein paar mächtigen Felsen hindurch auf die wilde bergige Gegend um uns her.

Endlich rasselte die Post vor ein niedriges Blockhaus, durch deren schmutzige Fensterscheiben Licht schimmerte. Mit vieler Mühe kletterte ich von meinem Sitz herab; kaum vermochte ich mich zu bewegen, derartig steif waren meine Glieder. Ich hinkte nach der kleinen Thür der Hütte und trat ein.

Ein warmer, dichter Dunst schlug mir entgegen. Mein erster Blick fiel auf einen schweren, eisernen Ofen in einer Ecke des durch eine Petroleumlampe nur matt erleuchteten Raumes, dessen Wände, von Rauch geschwärzt, die rohen Stämme zeigten, aus denen sie zusammengefügt waren. Neben dem Ofen, vor welchem ich mich sofort aufstellte, befand sich ein Bord mit allerlei gefüllten Flaschen und Gläsern. Ein großer Tisch und einige Holzblöcke als Ersatz fehlender Stühle standen in der Nähe des Fensters.

Von dem erdigen Boden hatten sich drei Gestalten bei meinem Eintritt halb aufgerichtet; doch als mir nun der Kutscher fluchend und scheltend folgte, legten sich die Männer von neuem nieder und hüllten sich fester in ihre Decken und Büffelfelle ein.

„Kein Teufel ist im Stall zu finden!“ schalt der Koffelentfer. „Geba! Holla! Hört Ihr nicht? Ausspannen! Pferde wechseln! Jesus Christ and General Jackson! Ist das eine faule Wirtschaft hier!“

Aus einer Ecke kroch jetzt langsam ein Mann hervor. „O, Jack! Seid Ihr schon da?“ brummte er, nachdem er sich eine Weile mit seinen großen, schmutzigen Fäusten die Augen gerieben hatte.

„Schon? Schon? Alte Schlafratte! Mindestens sechs Stunden sind wir gefahren!“ rief der Kutscher eifrig und trat zu mir an den Ofen, welcher eine wohlthuende Wärme ausströmte.

Der Mann stieg auf einen Holzblock an der Wand und sah nach einer kleinen Uhr, der ein paar riesige Steine als Gewichte dienten. „Sollte man es glauben? In zwei Stunden geht die Sonne auf. Wie doch die Zeit verläuft, wenn man schläft!“

„Habt Ihr heißes Wasser?“ fragte ich. „Wir müssen einen Grog trinken, sonst thauen wir inwendig nicht auf, bevor die Reise weiter geht.“

„Der Herr hat recht! Unser Magen ist zugefroren,“ sagte mein Begleiter schnunzelnd. „Jimmy, spuetet Euch, und seid mir dankbar, daß ich Euch stets Passagiere bringe, die Euch etwas zu verdienen geben.“

Jimmy drehte sich um und legte den Finger an die runde, rote Nase. „Dort bei Euch steht ein Kessel mit Wasser. Setzt den nur auf den Ofen und legt einige Stücke Holz auf das Feuer. Wenn ich die Pferde abgespannt habe, werde ich euch bedienen.“ Nachdem er eine Laterne angezündet und einen weiten Mantel umgehängt hatte, trollte er sich hinaus.

Eine geraume Zeit verging, bis der Mann zurückkam. — Die Männer auf dem Boden schnarchten, und von der Wand klang das gleichmäßige Ticken der Uhr.

„Was Neues, Jack?“ fragte Jimmy, während er sich anschickte, den Grog in zwei von Reinlichkeit weit entfernten Gläsern zu bereiten.

„No, Sir! — Welche Pferde bekomme ich?“

„Den Braunen und den Kenner,“ versetzte der Wirt und Postverwalter in einer Person pffiffig lächelnd.

Jack stieß einen langen Fluch durch die Zähne.

Ich ahnte neues Unheil.

Mit Wohlbehagen schlürften wir das heiße Getränk. Jetzt

erst begann mein Körper wieder gründlich warm zu werden. Welch wohniges Gefühl! In meiner Freude gestattete ich dem Wirt auf seine Anfrage, sich ebenfalls einen Grog zu bereiten.

Der Preis von 50 Cents (= 2 *M*) per Grog war wohl reichlich hoch, aber gern bezahlte ich die Summe für das Getränk, welches mich wieder zum Menschen machte.

Eine ganze Weile flüsterte der Wirt abseits mit meinem Kutscher, und verstohlene Blicke warfen beide dabei nach den drei Männern. Dann verließ Jimmy von neuem die Hütte, um die frischen Pferde vorzuspannen. Fünf Minuten später meldete er, daß alles „all right“ sei.

Als wir vor das Blockhaus traten, war es stockfinstere Nacht, und keine zwei Schritte weit vermochte man zu sehen. Behutsam tastete ich mich nach dem Gefährt. Da der Kutscher seinen Platz darauf bereits eingenommen hatte, erhielt ich meinen Sitz auf dem fatalen Eisen.

Mit den besten Wünschen von Jimmy fuhren wir ab.

„Ist der Kenner vielleicht ein zu wildes Tier, daß Ihr vorhin mit demselben nicht einverstanden waret?“ fragte ich neugierig meinen Begleiter.

„Ihr werdet es schon merken, wie stark er läuft,“ lachte dieser und verabreichte dem Handpferde eine Anzahl Peitschenschläge, welche mit unzähligen Flüchen begleitet waren. Das Tier schien die Züchtigung kaum zu bemerken. — Anfangs war der Weg ziemlich eben, dann senkte er sich plötzlich.

„Vorsichtig, boys!“ rief der Kutscher und griff fest in die Zügel. „Jetzt kommt der Goose Creek.“

Ich strengte meine Augen an und erblickte vor uns eine spiegelglatte Fläche, welche die Pferde nach einigem Zögern betraten; doch kaum standen sie darauf, so erfolgte ein Krachen und Brechen.

„Get up! Get up!“ schrie mein Nebenmann und schlug auf die Gänle. „Haltet die Beine hoch, wenn Ihr nicht naß werden wollt!“ rief er mir zu.

Die Warnung kam noch gerade rechtzeitig; schon spülte das Wasser zu meinen Füßen. Aber nur einen Augenblick dauerte die Überschwemmung, dann war das andere Ufer erreicht.

„Da könnt Ihr abermals von Glück sagen!“ meinte mein Begleiter. „Wäre eines der Pferde gestürzt, hättet Ihr doch herab und mir helfen müssen, und das wäre in dem kalten Wasser gerade nicht sehr angenehm gewesen. Übrigens müßt Ihr unter einem sehr günstigen Stern geboren sein,“ fuhr er eifrig fort. „Wißt Ihr, wer die Männer in der Hütte waren? Drei der berühmtesten Wegelagerer. Wenn die uns hier in den Bergen begegnet wären, führet Ihr jetzt ohne Ihr und Geld weiter.“

Das hätte allerdings sehr unangenehm für mich werden können. Ich trug, in meinen langen Stiefelschäften verborgen, eine Summe bei mir, die ich in Old Fort Mc'Kinney auszahlen mußte.

Das Eisen unter mir verursachte mir immer größere Qualen. Zwar war mein Nebenmann bereitwillig auf meine Bitte mehr nach der Seite gerückt, doch genügte es nicht, um mich vollkommen von dem Druck zu befreien. Die Kälte begann ebenfalls sich von neuem fühlbar zu machen. Neben mir schalt und wettete der Kutscher. Seine Peitsche gebrauchte er ohne Unterlaß. Hauptsächlich schien er es mit seinen Schlägen nur auf das eine Pferd abgesehen zu haben. — Wieder überkam mich ein Gefühl der Ergebung in mein Schicksal. Mit dem Bewußtsein der Machtlosigkeit schloß ich die Augen.

Wie es möglich war, kann ich mir heute noch nicht erklären, aber ich hatte wirklich geschlafen. Als ich erwachte, zeigte sich im Osten ein schwacher Schimmer, der an Ausdehnung mit jeder Minute zunahm. Der lang ersehnte Morgen graute.

Mein Begleiter hatte seine Peitsche umgedreht und bemühte sich vergeblich, durch Schläge mit dem Stiel den einen

Gaul vor der Post zum Laufen zu bringen. So viele der mannigfaltigsten Schimpfworte, welche der Kutscher bei diesem erfolglosen Unternehmen gebrauchte, habe ich in meinem Leben nie wieder gehört.

Schließlich stand das Pferd ganz still und war nur immer noch für kurze Strecken weiter zu bewegen.

„Nun seht nur die erbärmliche, faule Kreatur!“ schrie mein Nebenmann wüthend. „Ich kenne diesen widerspenstigen Satan. So ist er es gewohnt, und nun bleibt er auch dabei. Er ist nicht wert, daß ihm das Fell noch auf den Rippen sitzt!“

„Das Tier ist wahrscheinlich krank und matt,“ warf ich ein.

„Krank? Matt? Gott behüte! Faul, sage ich Euch, ist die Bestie, und nur auf der Welt, um uns die Galle in das Blut zu jagen! Wir müssen nach dem Gesetz zwei Pferde vorspannen, wenn wir einen Passagier fahren; das kann jeder für sein Geld verlangen. Zuletzt aber wird es dem Reisenden zu bunt, wenn sich dieses kriechende Untier vor der Post befindet und nicht vorwärts will. Die Kreatur wird ausgespannt, und das weiß sie. Immer ist es dasselbe Lied.“

„Nun! So spannt das Pferd doch aus.“

„Ja, wenn Ihr Euch damit einverstanden erklärt, gern; Ihr allein habt darüber zu verfügen,“ rief der Kutscher erfreut. Rasch stieg er von seinem Sitz und nahm dem Tier das Geschirr ab. Kaum war dieses geschehen, so sprang der Gaul in weiten Sägen wiehernnd davon auf dem Wege zurück, den wir gekommen waren. Ich versäumte die Gelegenheit nicht, mir einen größeren Platz zu erobern, um wenigstens den Rest unserer Fahrt ohne den Druck des Eisens über mich ergehen zu lassen.

Weiter ging nun die Reise mit einem Pferde.

Es war mittlerweile heller geworden. Schon ließ sich deutlich die Umgegend erkennen, und etwa eine halbe Stunde später war es lichter Tag.

Einen traurigen Anblick bot die Gegend umher. So weit das Auge reichte, bedeckte Schnee das kahle, stark hügelige Land. Kein Baum stand darauf, nur bisweilen fristete vereinzelt hier und dort kümmerlich die Pechtanne ihr Leben, oder der mit wenig Nahrung zufriedene Salweibusch klammerte seine Wurzeln in das steinige Erdreich. Im Osten zogen sich hohe Bergketten hin, deren Kuppen jetzt das Morgenrot färbte. Das allein gab dem eintönigen Bilde einiges Leben.

Der Kutschker erzählte mir, daß wir jetzt keine Gefahren mehr zu erwarten hätten. Es gehe nun meistens bergab, und daher sei die Arbeit für das eine Pferd auch nicht allzu groß.

Bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen über die Berge. Silberglitzerte überall der hartgefrorene Schnee. Doch mit der Sonne erwachte auch von neuem der schneidende kalte Wind, welcher im Laufe der Nacht an Stärke nachgelassen hatte. Keine Felsen und Schluchten boten uns jetzt Schutz dagegen. Wie ein weißes, weites wogendes Meer lag vor uns das Land, durch das unser Weg führte.

Bisweilen erblickten wir hier und dort eine Anzahl Coyotes, jene kleinen grauen Wölfe, welche sich in großen Massen in den Bighorn-Mountains aufhalten. Die wenig scheuen Tiere ließen die Post dicht an sich herankommen. Langsam liefen sie eine kurze Strecke fort und standen dann von neuem still, um uns mit ihren funkelnden Augen nachzuschauen.

In einiger Entfernung von uns tauchten jetzt zwischen Hügeln mehrere größere Bäume mit ihren kahlen, stark bereiften Ästen hervor.

„Dort lag vor Zeiten eine der ältesten Befestigungen des Landes, Fort Reno,“ belehrte mich mein Begleiter. „Viermal wurde es von den Indianern niedergebrannt; dreimal baute man es wieder auf. Jetzt deuten nur noch einige verkohlte Holzblöcke an, wo das Fort einst gestanden hat. Eine halbe Stunde davon entfernt liegt Old Fort Mc'Kinney.“

Frohen Herzens begrüßte ich endlich mein Reiseziel, als wir durch ein weites, sich nach Süden senkendes Thal dahinfuhren. Eine Anzahl, zum größten Teil eingestürzter Blockhütten bildeten einen geräumigen Kreis; nur an der östlichen Seite der verlassenen Befestigung standen noch einige Hütten aufrecht. Vor einer derselben hielt die Post, und mit einem lauten Seufzer der Erleichterung verließ ich den Marterbock.

„Ihr könnt Euch freuen, Sir, daß Ihr unter Dach kommt,“ meinte der Kutscher, indem er mich recht trostlos anschaute. „Ich armer Teufel muß jetzt noch etwa zehn Stunden weiter, wenn alles glatt abläuft. Dann erst habe ich einen Tag Ruhe, und von neuem geht es dahin zurück, woher wir kamen. Nun gebt Ihr doch zu, daß man bei einem solchen Leben mit der Zeit verrückt werden muß?“

Aus der Thür der Hütte trat jetzt ein kleiner magerer Mann mit grauem Bart und spärlichem Haupthaar. Fröstelnd rieb er sich die Hände, und nachdem er mich lebhaft begrüßt hatte — wir waren, da ich öfter in Old Fort Mc'Kinney einkehrte, gute Freunde geworden — half er dem Kutscher die Postsäcke abschnallen und trug diese dann in die Behausung. Ich folgte ihm.

Wir traten in einen, durch einen großen Ofen behaglich erwärmten Raum, dessen eine Seite zu einem Verkaufsladen hergerichtet war. Auf einer Zahlbank und dahinter in Kästen, Tonnen, auf Borden und an den Wänden lagen, standen und hingen die mannigfaltigsten Gegenstände. Alles, was in den Bergen an Proviand sowohl wie an anderen Artikeln gebraucht wurde, konnte man hier bei Mr. Beeby erhalten. Außerdem betrieb dieser einen bedeutenden Handel mit Spirituosen. Dem Laden gegenüber stand an einem Fenster ein Tisch, auf dem ein Telegraphenapparat aufgestellt war. (Sämtliche Befestigungen des Landes sind durch einen Telegraphen miteinander verbunden.) Der Alte war nicht allein Kaufmann und Verwalter der Post, sondern auch von der

Regierung als Telegraphen- und Postbeamter angestellt. Ferner nannte er sich Hotelbesitzer, da er an bequemere Reisende für 2½ Dollars per Nacht ein Bett abzugeben hatte, welches sich in einem kleinen Zimmer hinter dem Laden befand.

Während Mr. Beeby die Postfäcke öffnete und die für Old Fort Mc'Kinney bestimmten Briefe herausnahm, — für viele hundert Meilen nach Osten und Westen ist dieser Platz die einzige Poststation — erschien durch eine Hintertür schwankend ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, auf dessen brandrotem Gesicht sich der übermäßige Genuß von Spirituosen deutlich kennzeichnete. Das war der Koch und alleinige Mitbewohner von Old Fort Mc'Kinney.

Mit schwerer Zunge erkundigte sich derselbe, für wie viele Personen er die Mahlzeit zu bereiten habe. Bei dem Versuch, mir eine Verbeugung zu machen, wäre er bald gestürzt. Lächelnd wankte er dann wieder hinaus.

„Ist der Mann noch von gestern betrunken?“ fragte ich den Alten.

„No, Sir! Er hat heute Morgen schon wieder des Guten zu viel gethan. Seinen ganzen Verdienst legt er bei mir in Getränken an. Drei Jahre arbeite ich nun mit ihm; vollkommen nüchtern habe ich den Menschen während dieser Zeit noch nie gesehen. Trotzdem versteht er sein Handwerk ausgezeichnet.“

Und das bewies der allzeit betrunkene Koch auch heute, denn eine Stunde später saßen der Kutscher und ich vor einem gut zubereiteten Mahle, welches aus Wildbret, gebratenen Kartoffeln, verschiedenen Salaten und allerlei Süßigkeiten bestand.

Nachdem ich meinen nächtlichen Begleiter mit einem Trinkgeld erfreut — hatte er mich doch mit heißen Knochen durch die wilden Berge an meinen Bestimmungsort gebracht — besichtigte ich meine Pferde, die in dem Stall Mr. Beebys untergebracht waren, und auf denen ich meine Reise nach Westen fortzusetzen gedachte.

Dann bereitete ich mir mein Lager vor dem Ofen; ein Aloben Brennholz diente mir als Kopfunterlage, und fünf Minuten später umfieng mich der Schlaf, den mein von den Strapazen der Nacht während der Fahrt mit der first class american stage line geschundener Körper bitter nötig hatte.

Eine Reise von Old Fort Mc'Kinney nach der Bighorn-Ranche.

Die Sonne warf soeben ihre ersten Strahlen über die sich weit von Süden nach Norden erstreckende Bergkette, als ich zu Pferde, hinter mir zwei Säule, welche mit allerlei Proviant und wenigem, für die Reise nötigem Kochgerät bespaßt waren, von der verlassenen Befestigung Old Fort Mc'Kinney Abschied nahm, um von dort meinen Weg nach Westen einzuschlagen.

Die grimmige Kälte der letzten Tage hatte nachgelassen. Ein sturmartiger Wind heulte durch die leeren Fensterhöhlen der im Kreise umherliegenden, eingefallenen Blockhäuser und strich pfeifend durch die Zweige des großen Baumes, welcher in der Mitte des Platzes zwischen den durch Wind, Wetter und Menschenhand zerstörten Hütten mit seinen kahlen, zum größten Teil abgestorbenen Ästen den schauerlichen Anblick der Vergänglichkeit noch erhöhte.

Eine Totenstille herrschte rings umher, allein unterbrochen von dem Knirschen des Schnees unter den Hufen meiner Pferde, welche in leichtem Trab über den ebenen Boden dahinfliefen.

Ein weiter Thalleffel lag vor mir, als ich die Befestigung verließ, im Norden und Süden durch wellige Höhenzüge begrenzt. Im fernen Westen türmten sich die Berge empor.

In wildem Chaos überragte einer den anderen bis zur höchsten Kuppe der Bighorn-Mountains hinauf.

Eine etwa zehn Meilen weite Prärie hatte ich zu passieren, bevor ich die Berge erreichte.

Immer geradeaus führt der Weg durch die aus dem Schnee hervorschauenden dürrn Gräser. Kein Baum, kein Strauch unterbricht die Monotonie dieser einsamen, im Winter so öden Steppe.

Ein sonderbar brückendes Gefühl überkommt den Menschen in dieser traurigen Einsamkeit und Ode. Beinahe erschrickt er vor dem eigenen Wort, daß sich ihm auf die Lippen drängt. Immer unheimlicher wird ihm die Grabesstille um ihn her. Ein Lied singt er wohl vor sich hin; doch bald verstummt dasselbe. Auch der Mensch schweigt, wo kein Laut sich regt in der winterlich erstarrten Natur.

Weiter und immer weiter traben die Pferde über den knirschenden, in der Sonne glitzernden Schnee.

Nach einem Ritt von drei Stunden lag die weite Ebene hinter mir. Zwischen einzelnen Felsen tauchten Bäume, „cottonwood“, (eine Pappelart, welche man noch in einer Höhe bis zu 5000 Fuß über dem Meerespiegel in der Nähe von Gebirgsbächen antrifft) und Buschweiden vor mir auf. Bergab ging es, das Pferd fest im Zügel, auf ungebahntem Wege vorsichtig Schritt für Schritt. In der Tiefe rauscht der Powder River, welcher auf der Kuppe der Bighorn-Mountains nahe dem Sioux-Paß entspringt, sich in unzähligen Krümmungen in den Bergen herabwindet und nach einem Lauf von vielen Hundert Meilen seine Wasser in den Yellowstone-River ergießt.

Am Flusse angekommen, suchte ich, auf- und abreitend, einen Übergang. Die Ufer bedeckte dickes Eis, zwischen dem in starker Strömung das krystallklare Wasser dahinjagte.

Die Art mußte schließlich helfen. Nachdem ich damit einen Weg in das Eis geschlagen hatte, ritt ich in den Fluß. An der anderen Seite sprang ich von neuem aus dem Sattel

auf das Eis und schlug auch dieses so weit fort, daß meine Pferde das Ufer erreichen konnten.

Dann ging es weiter zwischen Steinblöcken, Büschen, Sträuchern und dichtem, gelbem Präriegrass bergan.

Zu meiner Linken türmten sich hohe, schroffe Felswände empor, in denen sich hier und dort die tiefschwarze Farbe eines Steinkohlenlagers abgrenzte. Im übrigen war die Färbung des Gesteins von der größten Abwechslung. Wie viel edle Metallschätze mögen hier verborgen liegen!

Ein beschwerlicher Weg war es, den meine Tiere zurücklegen mußten. Nur durch die Übung bei einem ständigen Aufenthalt in den wilden Bergen an die schwierigsten Übergänge und kaum zu überschreitenden Pfade gewöhnt, konnten sie manche gefährliche Stelle glücklich passieren. Doch oft, wenn nur ein schmaler, durch Eis und Schnee glatter Weg dicht an einem gähnenden Abgrund entlang führte, zog ich dennoch vor, den Sattel zu verlassen und zu Fuß, meine Pferde am Kopfe gefaßt, einherzugehen.

Der Reiter in den Bighorn-Mountains sieht durch die Macht der Gewohnheit zuletzt kaum noch irgendwelche Gefahr, selbst auf den unzugänglichsten Pfaden, über die sein Ritt ihn führt.

Mancher aus dem flachen Lande würde hier mit Schauder den sorglosen Reiter betrachten, wenn dieser oft in schwindelnder Höhe an dem Rande einer Schlucht oder auf schmalem, steilem Wege, dicht an eine schroffe Felswand gedrängt, auf seinem Pferde bergab oder bergan klettert.

Die Sonne hatte bereits längst ihren höchsten Punkt erreicht, als ich zum zweitenmale, wieder verknüpft mit großen Schwierigkeiten, den von dichtem Buschwerk umgebenen Powder-River kreuzte. Ich machte dann Halt, um meinen ermüdeten Tieren einige Erholung zu gönnen. Nachdem ich dieselben abgepaßt und abgefattet und ihnen die Vorderbeine gekloppt hatte, legte ich mir ein Feuer an. Auch bei mir stellte sich der Hunger ein, wie bei

meinen Pferden, welche gierig über das dürre Präriegras herfielen.

Es war gut, daß ich mir von der Befestigung ein Stück Fleisch mitgenommen hatte, sonst hätte ich mich mit Speck allein begnügen müssen, von dem ich mehrere Seiten als Proviant bei mir führte; war mir doch während des ganzen Morgens außer einigen Präriehafen kein Stück Wild in den Weg gelaufen.

Bald schmort das Fleisch in einem kleinen Kessel. Daneben stellte ich eine Blechlanne mit Kaffee auf das Feuer, zu dem der Powder-River mir das Wasser lieferte.

Geduldig das Garwerden meines Mahles abwartend, hatte ich mich in der Nähe des Feuers auf einen Stein niedergelassen, als plötzlich ein Summen und Brummen an mein Ohr drang. Meine Pferde blähten unruhig die Nüstern und streckten schen den Kopf nach dem Fluß, von wo das Geräusch kam.

Behende sprang ich von meinem Sitze empor, und ebenso rasch hatte ich meine stets mit acht Patronen geladene Winchesterbüchse ergriffen, welche in einer Lederscheide am Sattel steckte. Vorsichtig schlich ich mich hinter einen Felsblock in der Nähe des Flusses. Die Überraschung ließ die Waffe in meiner Hand erzittern, und beinahe hörbar pochte mein Herz, denn am anderen Ufer bemerkte ich einen großen Grizzlybären, welcher brummend auf und abließ und sich augenscheinlich nicht in das Wasser getraute.

Rasch lag meine Büchse im Anschlag, und gleich darauf krachte der Schuß. Mit weithin schallendem Geheul richtete sich der Bär empor. Jetzt gewahrte er mich. Seine kleinen Augen funkelten, und knurrend vor Wut, stürzte er sich in den Fluß. Bevor das Tier Zeit gewann, das durch die scharfe Eiskante steile Ufer zu erklimmen, schlug die Kugel meines zweiten Schusses krachend in seinen Schädel ein. Der Bär taumelte zurück; doch dann raffte er seine ganze Kraft zusammen. Mit Gewalt arbeitete er sich auf das Ufer,

und von neuem emporgerichtet, schritt er, seine schweren, breiten Borderpranken weit von sich gestreckt, auf mich zu.

Mein Leben hing an einem Haar. Verfehlte jetzt meine Kugel ihr Ziel, so war ich verloren. Keine sechs Schritt war das Tier von mir entfernt, da krachte meine Büchse zum drittenmal. Der Bär wankte und brach zusammen. Heulend und grunzend schlug er mit den Pranken um sich. Aus seinem weit geöffnieten Rachen quoll dunkles Blut.

Wohl zehn Minuten dauerte es, bis das zähe Leben aus dem Tiere gewichen war und ich mich an dasselbe heranwagte. Dann aber stieß ich in meiner Freude einen lauten Jauchzer aus, den das Echo der nahen Berge vielfach zurückgab. Es war der erste Bär, den ich während meines Aufenthalts in den Bighorn-Mountains erlegte.

Ich machte mich nun sofort daran, dem Tiere das prächtige Fell abzuziehen. Auch sicherte ich mir die besten Fleischstücke und vor allem die Schinken. Meinen Hunger hatte ich vergessen, und als ich nach der blutigen Arbeit an das niedergebrannte Feuer trat, war mein Fleisch in dem Kessel verkohlt. Der Kaffee wurde noch durch einen frischen Aufguß Wasser gerettet. Dazu verzehrte ich Speck und Brot, um doch etwas zu genießen. Dann sattelte ich meine Gänse. Das Fleisch und Fell des Bären wurde auf die Packpferde gebunden, und weiter ging die Reise in die wilden Berge hinein.

Schwarze Wolken zogen jetzt langsam am Himmel entlang und lagerten in den höher gelegenen Regionen. Nach einigen Stunden begann es zu schneien, anfangs wenig, dann immer mehr; zuletzt wirbelte der Schnee in dichten, dicken Flocken herab. Das war eine unangenehme Zugabe zu dem schon genügend beschwerlichen Wege, und als nach weiteren zwei Stunden das Fortkommen immer mühseliger wurde, schaute ich mich nach einem Platze um, wo ich während der Nacht mein Lager aufschlagen konnte. Derselbe fand sich bald in der Nähe eines mächtigen, vielfach ausgezackten Felskolosses. Genügend Präriegras als Futter für

meine Tiere war vorhanden, und die an einer Seite sich stark nach vorn neigende Felswand bot mir einigen Schutz vor dem immer stärker fallenden Schnee.

Nach sattelte ich ab und besorgte die Pferde. Dann fällte ich eine Pechtaune, von denen umher viele wuchsen, und schlug mit der Art das Holz klein, zum Vorrat für die Nacht. Dicht vor dem überhängenden Felsen brannte bald ein lustiges Feuer, auf dem ich mit Ruhe nunmehr meine Abendmahlzeit bereitete. Das Bärenfleisch war zwar noch frisch, aber der gute Appetit ließ es dennoch vortrefflich schmecken.

Die Nacht brach schwarz und stürmisch herein, und in meine Decken und Büffelfelle gehüllt, lag ich noch lange, bevor der Schlaf kam. Hier und dort in den Bergen, nah und fern, erklang das Geheul der Wölfe.

Als ich am nächsten Morgen, schauernd vor Frost, erwachte, war es bereits heller Tag. Der Himmel war trübe und mit grauen Wolken bedeckt. Nachts mußte es heftig geschneit haben, denn überall lag der Schnee fußhoch, und hinter Felsen und Sträuchern hatte der Wind denselben in großen Massen zusammengetrieben.

Meine Pferde hatten sich nicht weit von meinem Lager entfernt, und freudig wieherten sie mir entgegen, als sie mich erblickten. Unzählige Fährten von Wölfen waren rund um den Felsen, unter dem ich ruhte, in den Schnee eingedrückt. Der Geruch des frischen Fleisches hatte die Tiere angelockt; doch wagten sie es nicht, in meine unmittelbare Nähe zu kommen, sonst hätte ich meinem Gelüste nach Bärenschinken Lebewohl sagen können.

Ein riesiges Feuer und der daran bereitete Kaffee erwärmten meine durchfrorenen, zitternden Glieder.

Von neuem wurde dann die Reise fortgesetzt. Nur langsam vermochten sich meine Pferde durch den bisweilen sehr tiefen Schnee zu arbeiten, und oft mußte ich aus dem Sattel, um den Tieren behilflich zu sein.

Nach einigen Stunden klärte sich der Himmel auf, und zwischen den Wolken hindurch warf die Sonne ihre Strahlen auf die weiße, herrliche Gebirgslandschaft. Von Zeit zu Zeit hielt ich die schraubenden Säule an. Mit wonnigem Entzücken ließ ich meinen Blick umherschweifen. Immer von neuem mußte ich die reiche Fülle der überraschendsten Naturscenerien umher betrachten, welche den Mangel an Baum und Busch durch die großartigsten und abenteuerlichsten Formationen des Gebirges ersetzt. Hier ragt ein Felsen empor, vielfach gezackt, einem kunstvoll erbauten Dome gleich; dort gähnt ein Abgrund, in schauerliches Dunkel gehüllt liegt die grauenerregende Tiefe, und zwischen den Bergen öffnet sich eine Fernsicht. Weit sieht man in das von der Sonne hell beschienene Thal hinab. Das vor Bewunderung trunkene Auge vermag nicht auf einmal die Größen umher zu messen. Überwältigend wirkt hier die Natur in ihrer von Menschen unbezwungenen Wildheit.

Nur ungern reißt man sich los von diesen prächtigen Silbernen; aber noch ist der Weg weit bis zum Ziel, darum heißt es: weiter und immer weiter.

Es war gegen Mittag, als ich, um einen Felsen biegend, plötzlich vor mir drei Indianer erblickte, welche auf ihren mageren Pferden langsam auf mich zugeritten kamen. Rasch nahm ich meine Büchse zur Hand und rief den Wilden ein lautes „Stop!“ entgegen.

Die Männer waren sichtlich erschrocken, denn als sie mich mit der Büchse im Anschlag gewahrten, kletterten sie hastig von ihren hohen Sätteln herab und setzten sich neben ihren Säulen auf den Boden nieder. Es ist dies ein Zeichen des Friedens. Ich steckte meine Waffe in die Scheide zurück und, die Hand am Revolver, näherte ich mich den Indianern langsam.

„Nononicháze! (Guten Tag! guter Freund!)“ riefen diese schon von weiten.

Aus der Begrüßung ersah ich, daß ich Leute des im all-

gemeinen friedlich gesinnten Stammes der Arapahoe-Indianer vor mir hatte, mit deren Häuptling „Little Bear“ ich schon mehr als einmal die Friedensspeise geraucht hatte. Sein Camp lag nur etwa fünfzehn Meilen von meiner Blockhütte entfernt, und oft besuchte er mich mit mehreren seiner Gefährten.

Die Wilden erhoben sich und schüttelten meine ihnen dargereichte Rechte. Vermittelt der Fingersprache, von welcher ich einiges im langen Umgang mit den Indianern erlernte, fragte ich sie: „Wohin des Weges!“

„Büffel suchen!“ war die Antwort.

Schon damals waren diese Tiere, welche einst die Prärien Nordamerikas in ungeheuren Massen bevölkerten, hauptsächlich von weißen Schlächtern — den Namen „Jäger“ verdienen die Leute nicht — in schändlicher, unverantwortlicher Weise ausgerottet, nur noch in geringer Anzahl vorhanden, und da sie den Indianern bis dahin als Hauptmittel ihrer Existenz dienten, — nicht allein das Fleisch bot ihnen Nahrung, auch die Felle wurden zum Eintauschen allerlei zum Unterhalt nötigen Dinge gebraucht, — begannen jene bereits Mangel zu leiden.

Alle drei Indianer trugen das unverkennbare Zeichen ihres Stammes: einen breiten, rot oder gelb bemalten, durch Ausziehen der Haare erweiterten Scheitel. Sie waren in rote und blaue wollene Decken gehüllt, welche um den Leib von einem Riemen zusammen gehalten wurden, an dem in einer reich mit Messingknöpfen und Fransen verzierten Lederseide ein großes Messer steckte.

Nachdem ich jedem der Männer ein Stück Kautabak verabreicht hatte, ritt ich nach einem abermaligen Händeschütteln und dem Worte: „Hatnatzéna! (Lebt wohl, guter Freund!)“ weiter.

Erfreut über das willkommene Geschenk, schauten mir die Indianer noch lange nach, bevor auch sie ihren Weg fortsetzten.

Die Müdigkeit meiner Pferde zwang mich einige Zeit darauf, einen längeren Halt zu machen. In einer tiefen Schlucht sattelte ich ab, und bald brannte ein helles Feuer, auf dem ich meine Mahlzeit bereitete. Ich wollte mich gerade anschicken, dieselbe zu mir zu nehmen, als ein lautes Gewieher von dem Eingange des Bergeschnittes ertönte. In scharfem Trab kam ein Reiter daher.

„By Jingo! Seid Ihr es wirklich selbst, Mr. P.“ rief dieser erfreut. Mit Vergnügen erkannte ich in ihm einen mir befreundeten Trapper, welcher in der Nähe meiner Hütte, die ich mir derzeit hoch oben in den Bergen erbaut hatte, seine Fallen stellte. „Seit heute Morgen reite ich Eurer Fährte nach. Wer konnte diesen Weg anders geritten sein als Ihr oder Eure Leute?“

Wir begrüßten uns herzlich, dann sprang Charley Right, wie der Trapper sich nannte, aus dem Sattel und folgte gern meiner Aufforderung, an dem Mahle teilzunehmen. Er beugte sein wetterhartes, von einem aschblonden Bart umrahmtes Gesicht über den Kessel. „Jesus! Das riecht wie — wie —“

„Bärenfleisch!“ rief ich schmunzelnd.

„Was? Bärenfleisch?“ Er zog das Wort bedächtig lang und sah mich mit seinen wasserblauen Augen ungläubig an.

„Yes, Sir! Seht Euch nur dort das Fell an, dann werdet Ihr an der Sorte des Fleisches nicht mehr zweifeln.“

„Jesus, Maria and Jefferson Davis!“ rief er laut und schlug die Hände zusammen. Dann betrachtete er mich von unten bis oben. „Wie ist das denn möglich? Euer Zeug ist doch vollkommen heil. Habt Ihr das Tier etwa irgendwo erfroren gefunden?“

„No, Sir!“ lachte ich. „Würde ich dann wohl von dem Fleische meine Mahlzeit bereiten?“

Um die große Neugierde des Trappers zu befriedigen, erzählte ich ihm, wie ich den Bären tötete. Gespannt lauschte Charley Right meinem Berichte. Nachdem er dann das Fell

noch einmal einer genauen Besichtigung unterworfen hatte, setzte er sich zu mir an das Feuer und verzehrte mit Behagen die delikate Speise. Bei munterem Geplauder verging rasch die Zeit.

„Gegen Abend fällt doch wieder Schnee,“ meinte der Trapper. „Meine großen Zehen brennen mich wie Feuer; sie sind vorzügliche Wetterpropheten. Wenn wir uns jetzt auf den Weg machen, wüßte ich schon ein Unterkommen für uns; doch — seid Ihr furchtsam?“ fragte er plötzlich.

„Das Gegenteil habe ich wohl oft genug bewiesen,“ entgegnete ich, lachend über seine feierlich ernste Miene.

„Es ist eine verlassene Blochhütte, von der ich rede. Die Wände und das Dach sind dicht und schützen uns vor Sturm und Schnee, aber es ist nicht recht geheuer in dem Gebäude. Ich sage Euch das lieber gleich, damit Ihr mir nachher keine Vorwürfe macht.“

„Dann laßt uns dahin aufbrechen,“ erwiderte ich. „Es soll mich freuen, mit dem Geiste Bekanntschaft zu machen, welcher nächtlich in der Hütte haust.“

„Ein Geist ist es nicht, es sind deren viele,“ versetzte Charley Right, indem er sich pfliffig lächelnd hinter dem Ohre kratzte.

Wieviel angenehmer war die Reise jetzt in Begleitung des redseligen Trappers. Er erzählte mir von seinen Fängen in der letzten Zeit und den Abenteuern, welche er in den vielen Jahren seines Aufenthaltes hier in den wüsten Bergen erlebt hatte.

Seine Zehen prophezeiten sehr richtig, denn bereits nach einer Stunde schneite es, und wie am Tage vorher, fiel der Schnee mit jeder Minute dichter. Schon begann es zu dunkeln, als Charley Right von dem Wege abschwenkte, welchen ich bisher einzuschlagen pflegte, und eine kurze Weile darauf erreichten wir einen kleinen, zwischen hohen Felswänden geschützten Thalkessel, welcher mit Buschwerk, hohem Präriegras und einzelnen Bäumen bewachsen war. In der Mitte

desselben stand eine niedrige Blockhütte. Geschäftig half mir der Trapper meine Säule abzupacken und abzusatteln. Alle meine Sachen trugen wir in die Behausung, welche aus einem Raume bestand, an dessen einer Seite eine Feuerstelle, einem Kamine gleich, aus Felsblöcken hergestellt war. Ein darin angelegtes Feuer verbreitete bald eine wohlthunende Wärme.

Nachdem die Pferde besorgt und deren Vorderbeine gekoppelt waren, machte sich Charley Night daran, die bei meinem Proviant befindlichen Speckseiten unter dem niedrigen Dache aufzuhängen. „Vorsicht ist besser wie Nachsicht!“ sagte er dabei, als ich seinem Beginnen lächelnd zuschaute. Auch einige Säcke mit Zucker und Reis fanden unter den Dachsparren ihren Platz. Dann bereiteten wir die Abendmahlzeit: Gebratenes Bärenfleisch, Kaffee und Brot. Letzteres wurde aus Mehl, Wasser, etwas Salz und Backpulver in dem Kessel hergestellt.

Ich war nicht wenig erfreut über unser angenehmes warmes Unterkommen und sprach dem Trapper wiederholt meinen Dank dafür aus.

„Wartet damit bis morgen früh,“ versetzte er dann jedesmal. „Die Plage der Geister wird nicht ausbleiben. Ich kenne das. Stets, wenn ich hier abends vorüberkomme, schlafe ich, so gut es geht, in diesem Bighorn-Mountains-Hotel. Den Namen, welchen es bei uns Trappern trägt, werde ich Euch morgen nennen, wenn wir von hier weiterreiten.“

Schon längst war die Nacht hereingebrochen, als wir auf ein paar Holzblöcken bei munterer Unterhaltung noch immer vor der Feuerstelle saßen, bis Charley Night schließlich drängte, das Lager aufzusuchen.

„Wenn wir von den Stunden bis zum Morgen noch einige derselben zum Schlafen benutzen wollen, wird es Zeit,“ sprach er lächelnd. Und als ich meine Büffelfelle auf dem steinigem Boden ausgebreitet hatte und die Decken über mich legte,

sagte er: „Wickelt Euch nur recht scharf darin ein, sonst liegt Ihr in einer Stunde nicht mehr allein darunter. Und nun gute Nacht, Sir?“ flügte er hinzu, indem er sich ebenfalls auf seinem Lager ausstreckte, nachdem er vorher noch einmal das Feuer im Kamin zu hellen Flammen angefacht hatte. „Von ganzem Herzen wünsche ich Euch eine gute Nacht! Sollten Euch die Geister zu toll auf den Leib rücken, weck mich nur, falls ich schlafe, dann helfe ich Euch.“

In der Hütte herrschte jetzt eine feierliche Ruhe. Das Feuer knisterte und zischte. Vereinzelt knackte das Dach über uns, wahrscheinlich von dem darauf lastenden Schnee gedrückt. Draußen rauschte der Wind in den Bäumen. Sonst war alles still. War es die Neugierde, mit der ich die Geister erwartete? Genug, ich vermochte nicht einzuschlafen. Vergeblich schloß ich die Augen.

Die Flammen in dem Kamin wurden kleiner und kleiner. Zuletzt verlöschten sie vollkommen, und nur noch glühende Kohlen blieben zurück.

Das Dach der Hütte mußte doch wohl nicht ganz dicht sein, denn verschiedentlich verspürte ich, wie etwas auf mich herabfiel; einmal auch nahe meinem Gesicht. Neugierig griff ich mit der Hand danach; aber nichts war zu finden. Wiederholt schien es mir, als würden meine Decken fortgezogen; auch fühlte ich unter denselben hier und dort einen Druck gegen meinen Leib und meine Veine. Vergeblich tasteten meine Finger nach den Stellen, ich konnte nichts entdecken. Jetzt huschte es an meinem Kopfe vorüber, und deutlich vernahm ich ein leises Pfeifen. Aufrichtig gesagt, wurde mir etwas unheimlich zu Mute, und als ich wieder das Drängen und Drücken an verschiedenen Theilen meines Körpers fühlte, erhob ich mich und legte vermittelst einzelner noch glimmender Kohlen ein neues Feuer an.

Vorsichtig sah ich mich in dem Raume um, welcher von den Flammen jetzt hell erleuchtet wurde. Alles war ruhig. Nichts regte sich. Auch mein Gefährte lag still und schien

zu schlafen. Ich konnte mich doch unmöglich getäuscht haben? Von neuem legte ich mich nieder und versuchte dem Beispiele des Trappers zu folgen. Wie beneidete ich den Mann um seinen Schlaf.

Die Bewegung in dem mittlerweile kälter gewordenen Raum hatte mich jedoch vollkommen munter gemacht. Wieder sah ich die Flammen kleiner und kleiner werden, bis es dunkel wurde wie vorher.

Mit der eintretenden Finsternis begann auch das unheimliche Wesen von neuem sein Treiben. Immer stärker wurde ich von allen Seiten gedrängt und gestoßen. Nach wie vor griffen meine Hände in das Leere. Soviel ich auch darüber nachdachte, ich konnte mir die Ursache nicht erklären. Schon fing ich an, meinen Schlafkameraden zu verdächtigen, daß er sich vielleicht einen Scherz mit mir erlaube, da fühlte ich, wie sich etwas bei meinem Hals unter die Decken zwängte. Rasch packte ich zu. Meine Hand hielt etwas Rundes, Warmes, Zappelndes. Gleichzeitig wurde ich stark in den Finger gebissen. Aufspringen und den Gegenstand von mir schleudern, das war das Werk eines Augenblicks.

„Donnerwetter!“ schrie ich laut, indem ich mich schüttelte vor Ekel und Schreck. „Das war eine Ratte!“

„Yes, Sir! Die Hütte sitzt lebendig voll!“ klang es von dem Lager des Trappers her. „Vier Stück, welche allzu unverschämt waren, liegen hier neben mir. Ich habe sie totgedrückt.“

Das war eine fatale Entdeckung für mich. An Mäuse hatte ich mich schon während des Winters gewöhnt, denn meine Blochhütte beherbergte nachts Tausende dieser Tiere; aber Ratten waren mir von jeher widerlich gewesen. Das Exemplar, welches ich packte, war sehr groß, auch fühlte ich deutlich den dicken behaarten Schwanz. Wir hatten es hier demnach mit der größten und ekelhaftesten Sorte, den großen Bergkratten, zu thun.

Das Feuer brannte bereits von neuem. Vor demselben ließ ich mich ungeschlüssig auf einen der Holzblöcke nieder.

„Legt Euch nur wieder unter die Decken und macht es wie ich,“ riet mir Charley Right gutmütig, indem er die getödeten Ratten eine nach der anderen lächelnd in die Höhe hob. „Wenn ich etwa ein Duzend davon abgewürgt und die Leichen rund um mein Lager verteilt habe, bekommen die übrigen Tiere den nötigen Respekt und lassen mich in Ruhe.“ Mit diesen Worten hüllte er sich von neuem in seine Felle ein, und nach kurzer Weile bemerkte ich, daß der Glückliche abermals schlief.

Ich blieb noch lange auf meinem Platz vor dem Feuer, welches ich fleißig unterhielt. Jetzt sah ich die Tiere auch in der Hütte hin und her laufen, und als ich mich ganz still verhielt, kamen immer mehr Ratten zum Vorschein. Große Mühe gaben sie sich, unter dem Dach nach dem aufgehängten Proviant zu gelangen; dabei fielen sie jedoch regelmäßig zur Erde. Nun konnte ich mir erklären, weshalb ich das Dach vorher nicht für ganz dicht gehalten hatte.

Die Müdigkeit trieb mich endlich doch wieder unter die Decken. Ich schlief auch — aber wie? Alle Augenblicke war ich von neuem wach, um mit Armen und Beinen um mich zu schlagen und die lästigen Tiere zu verscheuchen, welche mir über das Gesicht liefen und an meinem Körper die Wärme mit mir teilen wollten.

Kaum leuchtete durch die Fugen der defekten Thür das erste Tageslicht, so stand ich auf. Im stillen war ich meinem noch fest schlafenden Gefährten recht gram, daß er mich in diese Hütte gelockt hatte, die allerdings ein wärmeres Unterkommen bot, als im Freien, aber dafür auch außer uns solch widerliche Gäste beherbergte.

Ich öffnete die Thür und blickte hinaus. Vom Himmel fiel in dicken Flocken der Schnee. Zwei bis drei Fuß hoch war die Erde damit bedeckt. Mein Arger milderte sich. Da draußen wäre es in der letzten Nacht wahrlich nicht angenehm gewesen. Das tröstete mich schließlich vollkommen über den Verlust meiner nächtlichen Ruhe, und als Charley Right

sich jetzt auch vom Lager erhob, vermochte ich ihm seinen Morgengruß ebenso freundlich zu erwidern.

„Bierzehn Stück mußten daran glauben!“ sagte er dann triumphierend und schleuderte eine getötete Ratte nach der anderen in die von mir in der Feuerstelle angefachten, helllobernden Flammen. Er war sichtlich erstaunt, daß ich keinem Tier den Garaus gemacht hatte.

„Mein Bruder Jim versteht es am besten!“ meinte er. „Der hat hier einmal in einer Nacht zweiunddreißig Ratten abgewürgt.“

Eine unangenehme Entdeckung wurde mir noch zu teil. Meine Bärenschinken waren verschwunden. Nur die rein abgenagten Knochen fand ich vor.

Nach einer Stunde sagten wir der Hütte Lebewohl. „First class Bighorn-Mountain-Hotel. Zur Berggratte“ hatten sie die Trapper getauft, wie Charley Night mir lachend erzählte.

Beinahe bis an den Leib mußten unsere Pferde durch den Schnee. Oft stiegen wir ab, wenn derselbe, an einigen Stellen noch höher gelegen, ein Durchkommen kaum möglich erscheinen ließ. Dabei schneite es ununterbrochen weiter. Bisweilen zwangen uns die erschöpften Tiere, zu halten. Keuchend, den Kopf gesenkt, zog wie dichte Dampf Wolken der rasche Atem von ihren aufgeblähten, blutigen roten Rüstern.

Endlich erreichten wir einen weiten, tiefen Einschnitt in die Berge, durch den der Powder-River in vielen Krümmungen über Steingeröll und Felsblöcken seine schäumenden Wasser brausend und gurgelnd bergab stürzte. Gigantisch hoben sich an beiden Seiten kolossale Felsmassen zum Himmel empor. Es war, als habe die Natur einen Weg für die Menschen frei lassen wollen, deren Kräfte nicht ausreichen, über die Berge selbst zu klettern.

Hatten wir diese Schlucht passiert, dann waren wir nicht mehr weit von unserem Ziele entfernt. Das beseelte unsern wankenden Mut von neuem. Die Pferde am Zügel, arbei-

teten wir uns durch den uns oft bis unter die Arme reichenden Schnee. Charley Night ging voraus. Er kannte hier jeden Stein, jede tiefere Stelle, und durch seine Vorsicht und genaue Kenntnis des Weges wurde ein vollständiges Versinken vermieden. Eismal mußten wir den Powder-River kreuzen. Ohne Zögern schritten wir hinein und zogen die Säule hinter uns her. Bis an die Hüften peitschte uns hier und dort das eisigkalte Wasser.

Nach etwa einer Stunde der anstrengendsten, mühevollsten Arbeit, erreichten wir todesmatt den Ausgang der Schlucht. Vor uns lag der „Stein mit dem Hut“, wie ich ihn getauft hatte. Weit ragte dieser rote Felsen mit der seltsamen Formation, einem Hute gleich, auf seiner Kuppe über die anderen Berge hervor. Oft hatte er mir schon als Wegweiser gedient, wenn ich mich auf meinen Streifzügen in den Bergen verirrt, denn gleich dahinter lag meine Blochhütte, in welcher ich mich während des Winters 1879—80 aufhielt.

Dieser Felsen gehörte zu einer lang sich nach Norden und Süden erstreckenden Bergkette von auffallend rotbrauner Färbung, an der Merkmale der Urzeit immer von neuem mein Interesse und meine Bewunderung hervorriefen. In verschiedenen Höhen zeigten sich in dem Gestein horizontale Streifen, welche sich meilenweit von Berg zu Berg fortsetzten. Jetzt etwa 7000 Fuß über dem Meeresspiegel, hatte einst das Meer diese bauernben Zeichen in die Felsen eingegraben.

Noch wenige Minuten und meine Blochhütte, der Bighorn-Ranche, lag in einem Thalleffel vor uns. Bellend kamen mir meine Hunde entgegen. Als sie mich erkannten, sprangen sie, vor Freude heulend, an mir empor.

Meine beiden Leute hatten mich nicht mehr erwartet, da sie glaubten, daß die Unmengen Schnee, welche in den letzten Tagen hier oben gefallen waren, die Schlucht für mich unpassierbar gemacht hätten. Ohne Charley Night wäre ich auch wohl schwerlich hindurchgekommen. Später wurde ich

wirklich einmal gezwungen, etwa eine Woche vor derselben zu lagern.

Der Trapper und ich wechselten in meiner niedrigen Blockhütte, welche ein Feuer, ebenfalls in einer Art Kamin aus Felsblöcken hergestellt, erwärmte, unsere Kleider. Währenddem lasen meine Leute ihre durch mich empfangenen Briefe, die ihnen Nachricht brachten aus ihrer Heimat.

Das Zählen der Arapahoe-Indianer.

Beim Zählen bedient sich der Arapahoe seiner Finger, so lange die Summe gering ist. Übersteigt der Betrag jedoch die Zahl 10 oder 15, dann werden kleine Steine oder Holzstückchen zu Hilfe genommen. Diese benützt der Indianer auch, wenn er mehrere Summen zu addieren hat. Er zählt dieselben vorsichtig mit den Steinchen oder Holzstückchen einzeln ab, wirft diese dann zusammen und zählt nun das Ganze.

Während ich bei anderen Stämmen gefunden habe, daß die Indianer nur die Zahlen von 1 bis 5 und 10 zu nennen wußten — die Zahl 8 beispielsweise in Worten „5 und 3“, in Zeichen mit der rechten Hand und drei Fingern der Linken ausdrückten — benennen die Arapahoes sämtliche Zahlen.

Durch meinen Freund, den Häuptling „Little Bear“, wurde mir Gelegenheit, die Namen der Zahlen in der Arapahoesprache niederzuschreiben. Ich gebe dieselben hier, wie folgt, wieder:

1 = tshessich,	8 = nessátach,
2 = nis,	9 = zeátach,
3 = nes,	10 = bettéátach,
4 = jin,	11 = tshessín,
5 = niássam,	12 = nissín,
6 = nitátach,	13 = nessín,
7 = nissátach,	14 = jinín,

15 = niassanin,	18 = nessatachin,
16 = nitatachin,	19 = zeatachin,
17 = nissatachin,	20 = nissa,
21 heißt nicht, wie man vermuten sollte, nissa tschessich, sondern nissa tschessin, und	
22 = nissa nissin,	80 = nessatássa,
23 = nissa nessin,	90 = zeatássa,
24 = nissa jinín u. f. w.	100 = betteatássa,
29 = nissa zeatachin,	101 = betteatássa tschessin,
30 = nessa,	102 = betteatássa nissin,
40 = jija,	u. f. w.
50 = niassácha,	200 würde heißen nis bette-
60 = nitatássa,	atássa,
70 = nissatássa,	300 = nes betteatássa.

Doch kann sich der Arrapahoe keine genaue Anschauung von dem Umfang dieser größeren Summen bilden. Über hundert Büffel, Hirsche oder dergleichen brüdt er einfach durch das englische Wort heap (Haufen) aus.

Dieses Wort gebraucht er auch, wenn er etwas nicht veräußern will. Ich sah bei einem Indianer einen Breastplate, einen Schmuck auf der Brust, kunstvoll von Hirschzähnen hergestellt, den ich gern besessen hätte; doch mein Wunsch wurde nicht erfüllt. Der Mann blieb auf mein Ersuchen, mir den Preis für den Schmuck zu nennen, bei seinem „heap“.

Für ihre Artikel fordern die Indianer gewöhnlich das Fünffache der Summe, welche sie erhalten werden. Fragt man z. B. nach dem Preise eines Büffelfelles, so streckt der Indianer uns seine beiden Hände mit gespreizten Fingern entgegen. „Betteatách witschissi!“ (zehn Dollars) ruft er zur Bekräftigung dabei. Sieht er jedoch, daß er nicht mehr als zwei Dollars erhält, ist er schließlich auch damit zufrieden.

Glück im Unglück.

Der Trapper Jack Ferry oder „Old Jack“, welchen Namen er selbst lieber hörte, war, wie man zu sagen pflegt, ein guter Kerl und einer jener Menschen, welche trotz harter Schicksalschläge nie den Mut verlieren, sich redlich durch das Leben zu arbeiten.

Er hatte seine kleine Blockhütte in den Bighorn-Mountains südlich vom Cloud-Peak am Ausgange eines weiten Thalleffels erbaut, in welchem sich der Wood-Creek, von Bibern abgedämmt, in mehrere Arme theilte; vor diese hatten die Tiere dann wieder und wieder ihre Dämme aus Ästen und Gestrüppe errichtet, wodurch der Bach mehr das Aussehen eines kleinen See's mit unzähligen, von Präriegras und Buschwerk bedeckten Inseln erhielt. An seinen Ufern wuchsen Tannen und hohe pappelartige Bäume, von denen eine große Anzahl umgestürzt und wild durcheinander geworfen lag. Die Biber hatten die Stämme dicht unter der Wurzel abgenagt und zu Fall gebracht.

Etwa eine halbe Meile von Old Jacks Hütte hatte ich mein Lager aufgeschlagen, und gern ritt ich abends zu dem Alten hinüber, um mit ihm zu plaudern. Er war allemal hoch erfreut, wenn ich kam. Schnell rückte er dann seine beiden Sessel, wie er die zwei Holzblöcke, welche mit schrägen, aus Ästen hergestellten Rückenlehnen versehen waren, nannte, an das Feuer, stopfte und entzündete die ihn vom Morgen bis zum Abend begleitende kurze Holzpfeife, und behaglich den Rauch vor sich hinblasend, begann er mir zuerst von den Erfolgen seines Fanges in der „Biberstadt“*) zu berichten. Daran knüpften sich Geschichten aus seinem Leben,

*) Beliebter Ausdruck der Trapper für eine größere Ansammlung von Bibern.

und auch ich gab zum besten, was mir gerade einfiel, bis uns häufig die Sterne am Himmel oder der hinter den steilen, den Thalkessel umgebenden Felsen aufsteigende Mond erinnerte, daß es Nacht geworden und Zeit war, zur Ruhe zu gehen.

Old Jack war ein kräftig gebauter Mann im Lederanzug mit langen Fransen an den Ärmeln. Einen patronen-gepickten Gürtel, an dem ein großer Revolver und ein kurzes Messer befestigt waren, hatte er um den Leib geschnallt. Bis auf die Brust reichte ihm ein beinahe weißer Bart, und graues, starkes, lockiges Haar bedeckte sein Haupt. Unter den buschigen Brauen sahen aus seinem wetterharten, freundlichen Gesichte ein Paar lebhaftes, dunkelblaue Augen hervor, und wenn er in seiner geschäftigen Weise umherwirtschaftete, erschien es kaum glaublich, daß er bereits zweiundsechzig Jahre zählte.

Nur eines hinderte den Alten etwas in seinen noch jugendfrischen Bewegungen, und zwar hatte er nur ein Bein; das andere war ihm im amerikanischen Bürgerkriege durch eine Kanonenkugel zerschmettert worden und nun durch ein hölzernes ersetzt, welches er sich eigenhändig aus leichtem Holz geschnitten hatte. Auch ein regelrechter Fuß fehlte nicht daran, der ihm bei seinem Handwerk unentbehrlich war, da derselbe das Einsinken an den weichen Ufern oder in den oft schlammigen Grund der Gewässer, in welche die Biberfallen gestellt wurden, mehr verhinderte, als ein gewöhnlicher Stelzfuß.

Old Jack war eitel und ließ es ungern merken, daß er ein Krüppel war. Er hatte daher über das hölzerne Bein bis zum Knie einen Stiefelschaft gezogen und den oberen Teil desselben mit dem Zeuge eines alten Beinkleides umwickelt. Ferner war die Stelle, wo das hölzerne Bein an dem noch vorhandenen Stumpf befestigt war, so kunstvoll verdeckt, daß die meisten den Trapper wohl nur eines steifen Beines wegen bemitleideten, was auch meinerseits geschehen war, bis er mir einst den wahren Sachverhalt mittheilte.

„Ja, ja, lieber Herr, der Krieg zwischen dem Norden und dem Süden Amerikas war doch der häßlichste aller Kriege: Bürger gegen Bürger,“ begann er, und blies eine dicke Rauchwolke in die Luft. „Hin und her wogte der Kampf bei Shiloh am 6. April 1862. Ich erinnere mich noch so deutlich daran, als sei es gestern gewesen, wie wir unter dem Oberbefehl des Generals Grant vorstürmten und, zurückgeschlagen, immer wieder vorstürmten. Es war ein heißes Ringen. Viele wurden von dem tödlichen Blei der Feinde getroffen, und manchem lieben Freunde reichte ich an dem Tage zum letztenmal die Hand.“

Ich befand mich zuletzt in einer kleinen Abteilung, welche von einem jungen Offizier geführt wurde. Mutig blitzten ihm die Augen, als er, den Säbel in der linken, den Revolver in der rechten Hand, uns allen aus einem Walde, welcher uns eine Weile Schutz und Deckung geboten hatte, auf das offene, von Büschen und Hecken begrenzte Feld voranschritt. Dort wurden wir plötzlich von beiden Seiten angegriffen. Wir kämpften verzweifelt; aber die Übermacht war zu groß, und wir mußten weichen. Im Laufschrift lehrten wir nach dem Walde zurück. Hier angekommen, vermischten wir unseren Führer, und mich umblidend, gewahrte ich ihn, wie er sich gegen die auf ihn eindringenden Feinde wehrte. ‚Vorwärts, Kameraden!‘ rief ich den übrigen zu. ‚Dort ist Not an Mann. Laßt unseren Lieutenant nicht im Stich.‘ Und wieder ging es hinaus. Wir schlugen alle mit dem Kolben nieder, die sich uns in den Weg stellten, und glücklich retteten wir den arg Bedrängten.

Der Feind floh; mit Hurra stürmten wir ihm nach. Da donnerten vor uns von den Höhen die Geschütze; sie deckten den Rückzug des Feindes. Vorwärts eilend hatte ich auf einmal das Gefühl, als trete ich in ein tiefes Loch. Ich stürzte, und als ich wieder auffpringen wollte, war es mir unmöglich. Jetzt erst bemerkte ich, daß mein Bein zerschmettert war.

Ich war übrigens nicht der einzige, welcher unseren siegenden Kameraden nicht mehr zu folgen vermochte; überall sah ich Tote und Verwundete. Neben mir lag regungslos der junge Offizier; noch hielt er Säbel und Revolver in den Händen. Mir wurde es schwarz vor den Augen, und eine Ohnmacht nahm meine Sinne gefangen.

Als ich daraus erwachte, stand der Mond am Himmel. Das Kampfgetöse war verstummt; nur Stöhnen und Ächzen vernahm ich um mich her. „Wasser! Wasser!“ hörte ich mir zur Seite eine schwache Stimme rufen. Ich griff nach meiner Flasche. Noch ein kleiner Rest war darin; den reichte ich dem armen Durstenden, in welchem ich den jungen Offizier wieder erkannte. Auch er erkannte mich und meinte, jetzt sei es doch von keinem Nutzen gewesen, daß wir ihm aus der Not geholfen hätten. Dabei drückte er mir eine Briefftasche in die Hand und sagte: ich möchte nehmen, was darin enthalten wäre und mich davon pflegen lassen; er stünde allein in der Welt und gebrauche nichts mehr. Gleich darauf starb er.“

Ob Jack schwieg, in Gedanken versunken.

„Und was wurde aus Euch?“ fragte ich gespannt.

„Ich fand mich nach Wochen unter vielen Verwundeten in einem Zelte wieder. Zwar war ich noch schwach, aber doch auf der Besserung. Mein rechtes Bein war fort; die Ärzte hatten es mir zwischen Knie und Hüfte abgenommen.“

„Armer Mann! Das war für Euch ein harter Schlag,“ sprach ich mitleidig. „Ihr fandet Euch wohl nicht leicht in Euer Unglück?“

„Unglück?“ wiederholte der Trapper und ein schlaues Lächeln spielte um seine Lippen. „Es war kein Unglück, sondern ein Glück für mich, daß ich mein Bein verlor.“

„Das begreife, wer kann,“ erwiderte ich erstaunt und ungläubig.

Der Alte kniff die Augen halb zu, blinzelte mich lächelnd an und fuhr fort: „Ja seht, guter Herr. Das Schicksal

spielt eben sonderbar, und der Mensch sollte sich nie über ein Unglück beklagen, das ihn heimsucht, so lange er den Ausgang nicht kennt und nicht weiß, ob es etwa zu seinem Glücke ausschlagen wird. So war das eben mit mir, und gar pußig ging das zu. Hört nur.

„Ich habe Euch schon erzählt, daß ein buntes Leben hinter mir liegt. Meine Eltern starben früh, und ich dachte damals auch, daß es ein großes Unglück für mich sei. Sie hatten vom frühesten Kindesalter an hart arbeiten müssen und waren unter Entbehrungen herangewachsen. Dieses Los von mir, ihrem einzigen Sohne, fern zu halten, war nun ihr ganzes Bestreben, und lustig lebte ich in den Tag hinein. Als mir die Eltern beide rasch nacheinander starben, war ich gerade noch jung genug, um zu lernen, was ich nicht kannte: arbeiten. Unendlich schwer wurde es mir, weil ich nicht von Jugend auf daran gewöhnt war; wie viel schwerer würde es mir jedoch geworden sein, wenn ich noch älter gewesen wäre, ja, wahrscheinlich hätte ich es dann überhaupt nicht mehr gelernt und wäre insolge dessen zu Grunde gegangen. So sehr mich also der Tod der guten Eltern schmerzte, so war er doch für meine Zukunft fast ein Glück für mich.

„Ein tüchtiges Handwerk zu erlernen, gelang mir freilich nicht mehr, weil niemand den großen, neunzehnjährigen Jungen in die Lehre nehmen wollte, und daher arbeitete ich, nachdem die kleine Summe, welche mir meine Eltern hinterlassen hatten, aufgezehrt war, bald im Lagerhause der Kaufleute, bald im Hafen auf den Schiffen, bald als Handlanger beim Bau, bei der Eisenbahn, genug, wo man mich gebrauchen konnte. Ich verdiente meinen Unterhalt; aber oft habe ich auch redlich gehungert. Das war jedoch meine eigene Schuld, denn ich hatte eine große Liebhaberei, über die ich meine Arbeit versäumte. Dieselbe bestand darin, allerlei Raubtiere mit der Falle zu fangen. Diesem Sport gab ich mich immer leidenschaftlicher hin, und meine Bekannten schüttelten bedenklich den Kopf, und meinten, es sei mein

Unglück. Als ich nun im Herbst 1862 vollständig geheilt war, aber meine bisherige Thätigkeit mit dem einen Beine nicht mehr fortsetzen konnte, machte ich aus meiner Liebhaberei ein Handwerk. Ich zog nach dem damals noch wenig von Weißen bevölkerten Nebraska und wurde Trapper.

„Hier hörte und sah man nichts vom Kriege, der noch beinahe drei Jahre länger Tausende von tapferen Männern hinraffte. Anfangs fing ich die Biber in Gesellschaft eines alten Trappers, und nachdem derselbe gestorben war, durchwanderte ich allein das weite herrliche Land. Für meine während des Winters angesammelten Felle fand ich meistens immer Käufer in den kleinen Ortschaften, welche sich an der im Bau begriffenen Pacificbahn bildeten, und als diese 1869 vollendet war, wurde mir die Verwertung des Ertrages meiner Arbeit noch leichter. Gern wäre ich in Nebraska geblieben; aber ein Farmer nach dem anderen rückte in das Land. Große Viehherden verbreiteten sich über die Prärien, und diese verwandelten sich zum Teil in Saatzfelder. Die Wälder fielen unter der Art des Anbauers, und schließlich mußte ich weichen. Das erschien mir anfangs als ein Unglück. Es war aber kein solches, durchaus nicht!

„Immer weiter westlich wandte ich mich, bis ich vor etwa zehn Jahren hierher nach Wyoming kam, wo es mir besser gefällt, und wo mein Gewerbe besser blüht, als je vorher. Also auch diese erzwungene Auswanderung war ein Glück für mich.“

„Seid Ihr denn niemals von den Indianern belästigt worden?“ warf ich ein.

Ob Jack nickte lächelnd. „Allerdings! Das ist es gerade, was ich Euch erzählen wollte, um Euch damit den besten Beweis zu liefern, daß der Mensch nicht, wie ich schon sagte, von Unglück reden soll, bevor er nicht weiß, ob es nicht sein Glück ist. Alles andere war nur so eine Art Einleitung.“

Die Sonne war inzwischen untergegangen, und ein kal-

ter Wind strich durch den Eingang in den Thalkessel. Der Trapper entfachte das Feuer zu heller Glut; dann stopfte er sich eine frische Pfeife, und nachdem er den Tabak in Brand gesetzt und sich schnunzelnd auf seinen „Sessel“ zurückgelehnt hatte, begann er aufs neue: „In den Black-Hills fällt von einem schroffen Felsen ein breiter Bach in einen Thalkessel und teilt sich, gerade wie hier, in viele Arme, worauf er durch eine enge Schlucht thalabwärts braust. Die dortige Biberstadt war ungemein zahlreich bevölkert, und noch nie zuvor hatte ich einen so andauernd ergiebigen Fang, als in jenem Winter. Es war der erste, welchen ich hier im Lande erlebte. Während meines Aufenthaltes in Nebraska ließ mich das rote Volk in Frieden, und ich bemühte mich, mir durch kleine Geschenke und verschiedene Dienste die Freundschaft desselben zu erhalten. Das hoffte ich hier gleichfalls zu erreichen; aber die Sioux, welche damals den nördlichen Teil von Wyoming bewohnten, waren erbitterte Feinde der Weißen und beständig gegen diese auf dem Kriegspfade. Sie töteten dieselben nicht sofort, sondern schleppten sie als Gefangene nach ihren Dörfern und marterten sie dort langsam zu Tode.

„Trotzdem baute ich, auf mein bisheriges Glück vertrauend, meine Hütte und hauste auch ungestört mehrere Monate darin. Ich besaß zu jener Zeit einen Hund. Es war ein treues, anhängliches Tier, das geduldig lauschte und mich dabei verständnisinnig anschaute, wenn ich mich mit ihm oft stundenlang unterhielt, um in meiner Einsamkeit das Sprechen nicht zu verlernen; hauptsächlich aber hatte ich ‚Shiloh‘ — ich hatte den Hund nach der Schlacht benannt, in welcher ich verstümmelt wurde — gern, weil er, wie ich, ein Krüppel war. Er lief auf drei Beinen. Obgleich ihm das einige Mühe verursachte, folgte er mir immer auf Schritt und Tritt.

„Eines Morgens hatte ich meine Fallen frisch gestellt, und gerade wollte ich mich mit den den gefangenen Bibern abgezogenen Fellen — es waren neun Stück — nach der Hütte

begeben, um sie in die bereit liegenden Reifen auszuspannen und dann zum Trocknen aufzuhängen, als ‚Schiloh‘ kurz anschlug und gleich darauf ein jämmerliches Geheul ausstieß. Hastig blickte ich mich um. Mein armer Hund wälzte sich, von einem Pfeile durchbohrt, an der Erde. Erschrocken schaute ich nach der Richtung, aus welcher der Pfeil gekommen war. Kein Mensch war dort zu sehen. Ich blickte rund um mich; da tauchten dicht hinter mir aus dem hohen, trockenen Grase zwei Indianer auf und stürmten auf mich zu. Schnell griff ich an den Gürtel; aber mein Revolver lag in der Hütte. Ich hatte ihn gereinigt und vergessen, ihn wieder in die Scheide zu stecken. Mein kurzes Messer war keine Waffe zur Verteidigung. In diesem Augenblicke der höchsten Not schoß mir ein verzweifelter Gedanke durch den Kopf. Im Nu hatte ich mein Bein losgeschnallt und schlug damit den ersten Indianer, welcher, keine zwei Schritte von mir entfernt, schon die Hand nach mir ausstreckte, fest auf den Schädel. Das Holz ist zu leicht, und töten konnte ich den Mann nicht; trotzdem sank er laut schreiend in die Kniee, und dann taumelte er, rasch wieder auffpringend, zurück. Er und sein Gefährte starrten mich noch eine Sekunde an, als stünde ein Gespenst vor ihnen; dann stürzten sie fort, und nun sah ich außerdem noch eine größere Anzahl Indianer, welche sich bis dahin verborgen gehalten hatten, eilig von dannen fliehen. Drohend hob ich meine eigenartige Waffe, bis der letzte rote Krieger verschwunden war.“

Im Eifer der Erzählung hatte Old Jack auch jetzt sein Bein abgeschnallt, dasselbe mit beiden Händen am Fußgelenk gepackt, und schwang es hoch in der Luft. So stand er, vom flackernden Feuer beschienen, vor mir.

Es war ein grauenerregender Anblick, und sehr gut vermochte ich mir zu denken, daß derselbe das abergläubische Volk mit dem größten Entsetzen erfüllt hatte.

Der Trapper lachte so recht von Herzen, und indem er sein Bein wieder anschnallte, sagte er: „Auf die Indianer

wirkte der Zauber besser, als wenn ich mich mit Kanonen gegen sie verteidigt hätte. Ein Mann, der sich sein Bein ausreißt und sie damit auf den Kopf schlägt, mußte nach ihrer Ansicht unbedingt ein mächtiger Zauberer sein, dessen Grimm man nicht herausfordern durfte.

„Ich wurde insolgedessen nie wieder belästigt. Wo ich mich zeigte, wichen die Indianer mir schon aus, und wenn mich der Zufall in eines ihrer Dörfer führte, wurde ich in der freundlichsten Weise aufgenommen und bewirtet. Nach und nach gelang es der Regierung, mit den Sioux ebenfalls feste Verträge abzuschließen. Wyoming wurde von ihnen geräumt, und obgleich ihr kriegerischer Sinn sie dann und wann dennoch wieder dazu trieb, die Streitart zu ergreifen, nimmt ihre Kraft doch mit jedem Jahre mehr und mehr ab.

„Die gewaltigen, wildzerklüfteten Bighorn- und Rocky-Mountains hemmen hier den schnelleren Fortschritt der Kultur. Wohl bringen die Viehzüchter schon ihre Herden in das Land; denn an Nahrung ist kein Mangel auf den weiten Prärien zwischen den Bergen; aber für des Farmers Pflug und Egge ist der steinige Boden nicht geschaffen, und deshalb hoffe ich hier meine Biber zu fangen, bis ich eines Tages zu den seligen Jagdgründen abfare.“

Ob Jack nichte mir nach kurzem Schweigen verschmitzt lächelnd zu. „Nun, was meint Ihr jetzt, Herr? War es ein Unglück, daß ich im Kriege mein Bein verlor? Wäre es nicht der Fall gewesen, dann hätte ich damals das Schicksal der vielen, armen, von den Indianern gefangenen Weißen geteilt und wäre skalpiert oder langsam am Marterpfahl geröstet worden.“

„Ihr habt recht,“ erwiderte ich und schüttelte dem munteren Alten die Hand. „Euer Erlebnis beweist am besten, daß es auch ein Glück im Unglück giebt, aber nicht jeder hat den leichten Mut und den Humor, dergleichen von der heiteren Seite aufzufassen.“

Die Kinder der Indianer Nordamerikas.

Der Indianer größter Wunsch ist es, recht viele Kinder zu haben, und dies ist auch wohl der Hauptgrund, weshalb sie sich meistens mehrere Weiber nehmen; denn eine Frau würde ihnen nur drei, höchstens fünf Kinder gebären. Die übermäßige Arbeit, welche den Weibern aufgebürdet wird, macht diese bald zungungsunfähig. Die Söhne sind des Indianers Stolz, während die Mädchen sein Eigentum vermehren, indem sie, wenn sie erwachsen sind, gegen Pferde, Sättel, Büffelfelle u. s. w. an irgend einen heiratslustigen Krieger des Stammes eingetauscht werden. Sehr besorgt sind die Indianerfrauen, daß sie so viele Kinder wie möglich zur Welt bringen. Je glücklicher sie darin sind, desto mehr werden sie von ihrem Gatten geehrt. Ein Weib, welches keine Kinder bekommt, wird nicht allein von seinem Gebieter, sondern von dem ganzen Stamme mißachtet. Es ist ein bedauernswertes Geschöpf, dem häufig eine schauerhafte Behandlung von seiten des Mannes zu teil und die schwerste Arbeit zugemutet wird.

Fühlt eine Frau den Augenblick nahen, wo sie Mutter werden soll, so geht sie Sommers irgendwo in der Nähe des Dorfes in einen Busch, Winters in einen im Dorfe eigens für stattfindende Geburten erbauten Wigwam. Dort verweilt sie allein, bis das Kind geboren ist. Sie verschmäht selbst die geringste Hilfe und würde sogar im höchsten Grade erzürnt sein, wenn man ihr eine solche anböte. Nach dem Gebären geht die Mutter wieder an die Arbeit.

Das neugeborne Wesen wird bis an den Hals in ein gegerbtes Rehfell oder in alte, wollene Lappen gewickelt und dann in ein aus Holzstäben gefertigtes, und mit Häuten umspanntes Gestell gethan, in welchem der kleine Körper, bis auf den Kopf, vollständig eingeschlossen ist. Diese Wiege —

wenn man so sagen darf — deren Form mit unseren, manchmal bei kleinern Kindern gebräuchlichen Steckfissen eine gewisse Ähnlichkeit hat, ist oft kunstvoll mit allerlei Figuren bemalt oder mit bunten Perlen und Wollfäden gestickt. Auf der Reise hängt die Mutter das Gestell mit dem darin befindlichen Kinde über die Schulter, bei der Arbeit an einen Ast in ihrer Nähe oder stellt es aufrecht gegen den Stamm eines Baumes. Zwei- bis dreimal am Tage wird das Kind herausgenommen, gereinigt und mit frischer „Kleidung“ versehen.

Vieles und unnütiges Schreien ist den neugeborenen Kindern nicht gestattet, und die Frauen haben ein probates Mittel, um sie davon zu entwöhnen. Sie halten ihrem schreienden Sprößling einfach Nase und Mund zu, so daß dieser bisweilen dem Ersticken nahe ist. Nach mehrmaliger Wiederholung dieser Prozedur, ziehen die Kleinen vor, lieber zu schweigen.

Den Namen erhält das Kind, wenn es ein Knabe ist, gewöhnlich nach dem Vater, sonst nach der Mutter. Viele Mädchen und vereinzelt auch Männer besitzen keinen Namen. Mit Vorliebe wird auch von den Indianern für den Knaben ein neuer Name, und zwar der eines starken oder gewandten Tieres mit hinzugefügter Eigenschaft gewählt, z. B. „Eiserner Büffel“, „Steinerner Hirsch“, „Gelber Bär“, „Alter oder Sitzender Büffel“ (Sitting Bull, der durch seine Energie und Thatkraft allgemein bekannt gewordene Häuptling der Sioux), „Laufendes Pferd“, „Weißer Wolf“ u. s. w.; doch sind auch Namen gebräuchlich, wie „Dicker Nacken“, „Gefleckter Schwanz“, „Schnellfuß“, „Hirschzahn“, „Wirbelwind“, „Regen im Gesicht“ (Häuptling der Crows, dessen Name von einer gelbpunktirten Tättowierung im Gesichte herrührt) u. s. w.

Ist das Kind zehn bis zwölf Monate alt, so wird es von dem steckfissenartigen Gestell befreit. Die Mutter trägt es dann meistens in einer um den eigenen Körper geschla-

genen Decke auf dem Rücken mit sich umher und behält es auch dort, während sie arbeitet, bis das Kind Laufen lernt, was nun sehr bald der Fall ist. Auch wird es jetzt nicht mehr zu einer bestimmten Zeit zur Ruhe gelegt, sondern es schläft, wenn es dazu Neigung fühlt.

Vom Winter in das Sommerlager und umgekehrt pflegen die Indianer stets ihre langen Hüttenpfähle mitzunehmen. Dieselben werden mit dem dickeren Ende an beiden Seiten der Pferde befestigt, so daß die Spitzen nachschleifen. Hinter dem Pferde werden die Pfähle durch eine ausgespannte Decke oder ein Fell verbunden und darauf auf der Reise allerlei Gegenstände und auch die Kinder unter vier Jahren transportiert. Mit vier Jahren werden diese auf den Pferden selbst festgeschnürt.

Die kleinen Mädchen haben eine große Vorliebe für Puppen, welche ihnen die Mutter aus allerlei Lappen herstellt und mit Sorgfalt nach ihren Begriffen von Schönheit kleidet. Auch mit Puppenhäusern, natürlich in der Form der eigenen Behausungen, habe ich Mädchen spielen gesehen.

Die Knaben halten sich sehr bald in ihren Spielen von den Mädchen fern. Schon mit sechs bis sieben Jahren besitzen sie Pfeil und Bogen, mit denen sie die Umgegend des Dorfes durchstreifen und auf jeden Vogel, auf jedes Tier schießen, das ihnen in den Weg läuft. Ich sah bei den Arapahoes einen Knaben von sieben Jahren, der mit staunenswerter Geschicklichkeit jedesmal sein Ziel traf. Ein beliebtes Spiel ist bei den Knaben folgendes: Einer schnellst einen Pfeil in die Luft, die anderen schießen danach, und wer denselben trifft, hat gewonnen. Er nimmt den Pfeil als sein Eigentum an sich. Dabei zeigt sich die Gaunernatur dieser kleinen Taugenichtse; denn die jüngeren werden von den älteren immer betrogen. Infolgedessen entstehen Schlägereien, die mit großer Liebhaberei von den Indianerkindern beiderlei Geschlechts veranstaltet werden.

Die Männer überlassen den Weibern alle Arbeit, so auch diejenige, welche die Kinder verursachen. Sie selbst haben jedoch eine große Anhänglichkeit für ihre Sprößlinge, hauptsächlich für die Söhne. Ich hörte sogar von einem Fall, wo der Vater sich den Feinden für den in Gefangenschaft geratenen Sohn auslieferte und froh, diesen gerettet zu haben, einen martervollen Tod starb.

Hat ein Indianer mehrere Frauen und von jeder eine Anzahl Kinder, so herrscht manchmal ein ohrenbetäubender Lärm in den Wigwams; doch verlangt der Vater selten Mäßigung und Ruhe. Die Kleinen klettern und springen über ihn hinweg, wenn er ihnen im Wege steht oder liegt; sie wälzen sich auf dem Boden, daß der Staub aufwirbelt; sie kreischen und schreien. Alles das stört den Vater nicht; im Gegentheil bekundet er oft durch ein Lächeln oder behagliches Grruzen seine Freude über die tobende Kinderschar.

Ist der Knabe von der Mutterbrust entwöhnt, so hat die Mutter kein Recht mehr, ihn körperlich für irgend welche Vergehen zu züchtigen. Höchstens ist es ihr gestattet, ihn durch Hunger zu bestrafen, was ihr jedoch selten gelingt, da der Kleine einen Erbteil seiner Väter mit auf die Welt bringt: die Eigenschaft, zu stehlen. Was er von der Mutter nicht gutwillig erhält, stiehlt er ihr unter den Händen fort.

So wächst der Knabe wild und ohne Zucht heran. Von Recht oder Unrecht hat er keine Ahnung. Er ist schlau und lauscht schon früh gespannt den Erzählungen der Männer, welche sich hauptsächlich darum drehen, wie diese die Weißen betrogen, wie viele Skalpe sie erbeutet oder Pferde sie gestohlen, wie sie ihre Gefangenen gequält und gefoltert haben u. s. w. Das erscheinen dem Knaben die größten Tugenden, und in ihm erwacht das brennende Verlangen, es den Erwachsenen nachzuthun; auch so verfällt er zuerst auf die Tierquälerei, die bei den Indianerkindern sehr verbreitet und geradezu schauerhaft ist.

Die Mädchen, welche, sobald sie gehen können, arbeiten und der Mutter behilflich sein müssen, stehen unter deren Herrschaft, bis sie von einem Krieger zum Weibe genommen werden. Sie sind früh reif. Mit 8 bis 10 Jahren besuchen sie bereits die in den Dörfern üblichen und sehr beliebten Tanzbelustigungen, und nun regt sich in ihnen auch die Lust, zu heiraten. Trotzdem sie wissen, daß sie vielleicht ein hartes Los an der Seite eines Mannes erwartet, sehnen sie sich dennoch von der mütterlichen Zucht hinweg. Sie dürfen sich jetzt nicht mehr allein außerhalb des Dorfes blicken lassen, wenn sie nicht gewärtig sein wollen, von irgend einem jungen Krieger vergewaltigt zu werden; denn die Moral steht bei den Indianern auf einer sehr niederen Stufe. Sie verlassen daher auch immer nur in Begleitung einer älteren Frau das Dorf, und auch, wenn sie zu den Tanzbelustigungen gehen, stellen sie sich unter den Schutz eines älteren Weibes.

Häufig schon mit sechzehn Jahren ist ein Mädchen, beziehungsweise eine Frau in Folge der überanstrengenden Arbeit, welche sie verrichten muß, verblüht. Sehr schwer ist es daher, das Alter eines, wenn auch noch jungen Indianerweibes zu bestimmen. Man taxiert solche oft nach ihrem Aussehen auf 40 bis 50 Jahre, während sie in Wahrheit erst 20 bis 25 Jahre zählen. Der „Kleine Bär“, Häuptling der Arrapahoes, besaß z. B. eine Frau, welche ich monatelang für seine Mutter gehalten habe. Sie war, wie er mir selbst eines Tages sagte, 24 Sommer alt.

Hat der Indianer auf seinen Kriegszügen Kinder zu Gefangenen gemacht, so werden dieselben mit den eigenen Kindern aufgezogen. Bei den Apaches — dem jedenfalls grausamsten Indianerstamme Nordamerikas — ist es zuweilen vorgekommen, daß sie nach der Rückkehr in das Lager die Kinder ihren Weibern überlieferten, welche die unglücklichen Opfer langsam zu Tode folterten.

Im allgemeinen sind die Indianerweiber Kindern sehr zugethan. Sie lieblosen und bewundern nicht allein ihre

eigenen Sprößlinge, sondern auch die anderer Mütter. Für ein Kind, welches seine Mutter verliert, findet sich immer sofort eine Frau, die gern bereit ist, das kleine Wesen groß zu ziehen oder, wenn dessen Vater nichts dagegen einzuwenden hat, an Kindesstatt anzunehmen.

Die Knaben werden auch vom Vater nicht weiter beaufsichtigt; nur benutzt er sie, wenn sie etwas größer geworden sind, um seine Pferde von ihnen hüten zu lassen, oder er schickt sie auf die Jagd, damit sie für den Bedarf der Hauptnahrung, Fleisch, sorgen. Auf diese Weise wird der Indianerknabe schon früh gewizigt und selbständig; er ist es oft mit sieben Jahren mehr, als gewöhnlich der Sohn eines Weißen mit fünfzehn Jahren.

Mit vier Jahren wird, wie ich bereits erwähnte, das Kind auf dem Pferde festgebunden. Mit fünf bis sechs Jahren reitet es allein, und ein siebenjähriger Knabe tummelt sein Pferd wie ein Mann.

Bei den Crows sah ich einst einem interessanten Wettrennen zu, welches eine Anzahl Knaben im Alter von 7 bis 9 Jahren in Scene setzten. Der Boden war steinig und mit vielen washouts (Vertiefungen, welche das im Frühjahr von den Bergen herablaufende Wasser nach und nach in den felsigen Grund gegraben hat) durchzogen. Die Pferde waren auf den Büffeljagden überangestrengt und, da in der Umgegend des Indianerdorfes wenig Futter stand, sehr mager und anscheinend kraftlos; aber die Knaben verstanden es, die Tiere durch Schlagen mit Peitschen, Stricken und dornigen Stöcken zum Laufen zu veranlassen; die Väter halfen ihnen durch Kreischen und Schreien ebenfalls, und fort stob die Schar der jugendlichen Reiter, unbelümmert um den gefährlichen Boden. Daß keiner Hals und Beine bei dieser tollten Hetzjagd brach, war mir unbegreiflich. Mehrere Pferde stürzten. Schnell waren die Knaben wieder aufgesprungen. Mit Gewalt rissen sie die Gänle empor; im Nu befanden sie sich von neuem auf den Rücken derselben, und vorwärts ging es

noch toller als vorher, um ihre vorausgerittenen Kameraden womöglich wieder einzuholen.

Im Osten Nordamerikas giebt es schon seit Jahren Schulen für Indianerknaben. Dorthin senden hauptsächlich die Häuptlinge und ersten Krieger der halbcivilisirten Stämme ihre Söhne. Sind diese jedoch wieder in ihrer Heimat angelangt, vergessen sie meistens sehr bald, was sie mit Mühe erlernt haben.

Sind die Knaben 14 bis 16 Jahre alt geworden, so gefällt es ihnen nicht mehr, von ihrem Vater abhängig zu sein. Sie durchziehen mit mehreren ihresgleichen das Land, und wo sie, auch von anderen feindlichen Stämmen, andere Knaben antreffen, werden diese bekriegt. Häufig lehren sie dann von ihren Streifzügen mit Wunden bedeckt, in ihr heimatliches Dorf zurück. Schon die blutigsten und erbittertsten Kämpfe haben zwischen diesen kriegeslustigen Knaben stattgefunden. Im Dorfe versammeln sich dann die Häuptlinge und Krieger in dem Beratungswigwam, welcher, den Kindern zu betreten, verboten ist; dort lassen sie sich die Thaten der verschiedenen Knaben ausführlich berichten. Allein unter sich halten die Männer nun feierlich Rat, und nach einer Weile werden dann von dem Eingange der Hütte aus die Namen derjenigen Knaben ausgerufen, welche tapfer und würdig genug befunden wurden, künftig als Krieger zu gelten.

Diese Auserwählten suchen nun einen einsamen Platz auf, wo sie einige Tage in stiller Zurückgezogenheit verweilen und an allerlei Anzeichen ihr ferneres Schicksal zu erforschen versuchen. Als Krieger von allen anerkannt, betreten sie das Lager wieder. Ihr Vater hat von jetzt an keine Macht mehr über sie, wenn sie es oft auch vorziehen, noch bei ihm zu wohnen; doch sorgen sie auch dann dafür, sich sobald als möglich durch Diebstahl oder im Kriege mit feindlichen Stämmen Eigentum, hauptsächlich Pferde, zu erwerben. Manchmal giebt ihnen auch der Vater alles Nötige, um einen eigenen Hausstand zu gründen. Dann bauen sie

sich einen Wigwam, tauschen sich ein oder mehrere Mädchen ein, welche sie zu ihren Weibern machen, und sind glücklich und zufrieden wie ihre Väter, wenn der Himmel ihren Frauen ebenfalls recht viele Kinder beschert.

Eine seltene und verhängnisvolle Wolfsjagd.

Schon seit einer Woche herrschte eine derartig grimme Kälte — das Thermometer zeigte beinahe ununterbrochen 30° R. unter Null —, daß sich zuletzt sogar meine beiden Freunde und einzigen Nachbarn hoch oben in den Bighorn-Mountains, die Trapper Charley und Jim Night, für „ausgefroren“ erklärten und zu mir in meine Hütte kamen. Sie bestand aus einem etwa achtzehn Fuß langen, vierzehn Fuß breiten und zehn Fuß hohen Raum, in welchem ein aus Kistenbrettern kunstvoll gefertigter Tisch und mehrere große Holzklöße, die als Stühle dienten, das Mobiliar vertraten. Licht und Luft drangen allein durch die Thüröffnung, welche durch eine ebenfalls aus Kistenbrettern hergestellte Thür geschlossen wurde, denn Fenster besaß meine Behausung nicht. Ein beständiges Feuer in einer laminartigen, an der nördlichen Wand aus Felsblöcken aufgebauten Feuerstelle verbreitete eine mäßige Wärme: nach vorgenommenen Messungen ein bis zwei Grad, was allerdings nicht sehr viel war, aber im Verhältnis zu der Kälte draußen äußerst wohlthuend wirkte. Selbst meine zwei Leute, Anderson Picket, der Neger, und Christian Dorband, beide aus dem südlichen Texas gebürtig und unbekannt mit einem nordischen Winter, meinten, daß es „inside“ (in der Hütte) schon zu ertragen sei.

Die beiden Trapper, Charley und Jim, waren ein paar prächtige Kerle, mit denen ich gern verkehrte. Seit zwanzig Jahren betrieben sie bereits ihr Handwerk; sie hatten es jedoch wie die meisten Trapper gemacht und noch keinen Cent

erübrigt. Waren im Frühjahr die im Winter gewonnenen Felle in Cheyenne oder in einem anderen Orte an der Pacificbahn an die sich dort um diese Zeit aufhaltenden Händler verkauft, so folgte, gewissermaßen als Entschädigung für die viele Monate lange Entbehrung jeglicher Vergnügungen, ein Leben von wenigen Wochen in Saus und Braus, bis der letzte Dollar verpraßt war, und arm wie Kirchenmäuse ging es dann wieder an das schwere, mühe- und gefahrvolle Handwerk. In der Nähe meiner Behausung, am Holler-Creef, hatten die beiden im vergangenen Herbst ihr Lager aufgeschlagen, und da der Biberfang dort bisher unverändert ergiebig geblieben war, gedachten sie auch bis zum Frühjahr ihren Aufenthalt nicht zu wechseln, was manchmal in einem Winter mehrfach geschehen mußte, wenn sie einen Bach oder Fluß leergefangen hatten.

Mir gefiel der ältere von ihnen, Charley, am besten. Er war ein stets zufriedener Gesell und wußte dem schlimmsten Leben doch immer noch heitere Seiten abzugewinnen. Selten sah man sein faltenreiches, wetterhartes, von einem aschgrauen Vollbart umrahmtes Gesicht ernst. Über das größte Mißgeschick brachte ihn ein Scherz hinweg. Das Schelten und Murren überließ er seinem Bruder und fand es auch ganz selbstverständlich, daß jener es that.

Jim war auch an jenem Abend, von dem ich hier erzählen möchte, wieder fleißig dabei, seinem Verdruß in Worten Luft zu machen. Die Sonne war untergegangen, und nachdem meine Leute einen Haufen Holz klein geschlagen und als Vorrat für die Nacht in der Hütte aufgeschichtet, hatten wir uns alle miteinander vor der Feuerstelle niedergelassen.

„Ist es nicht, um aus der Haut zu fahren, daß die vermaledeite Kälte kein Ende nehmen will?“ brummte der ärgerliche Trapper. „Vier Tage liegen wir nun schon hier, ohne Biber zu fangen. Jeder Tag hätte uns durchschnittlich mindestens fünf Felle eingebracht; das sind zusammen zwanzig

Felle, die uns bis jetzt verloren gehen. Gerade jetzt, im Januarmonat, ist für uns die beste Zeit, und dieser jämmerlichen Kälte wegen bleibt sie unausgenutzt. Es ist eine Schande!“

„Was macht es aus, Bruder, ob wir uns später in Cheyenne einen Rausch mehr oder weniger kaufen?“ lachte Charley, sich ruhig die Pfeife stopfend. „Im Gegentheil ist es unserer Gesundheit bedeutend zuträglicher, wenn wir nicht allzuviel Viber fangen. Im linken, bisweilen auch im rechten Fuß hast du bereits das Zipperlein. Mir sind vor zwei Wintern — Gott sei Dank! — beide Beine erfroren. Es blieb wenig Gefühl darin — besonders im Winter bemerte ich das — sonst würde es mir wie dir ergehen und mich ebenfalls diese Klauenfenne plagen. Unser flottes Leben, und wenn es auch immer nur kurze Zeit dauert, rächt sich; es zieht nicht in einen hohlen Baum.“

„Zum Hentel! Die Kälte gerade ist es, welche mir tollere Schmerzen verursacht,“ gab Jim noch mißmüthiger zurück. „Kein Auge vermochte ich während der letzten Nacht in unserem Lager vor Pein zu schließen.“

Charley blies behaglich einige dicke Rauchwolken vor sich hin.

„Du bist undankbar, Bruderherz,“ meinte er. „Hättest du so fest geschlafen wie ich und mich nicht noch rechtzeitig wecken können, wären wir beide wahrscheinlich in dem schneidenden Wind erstarrt. Ich war schon auf dem besten Wege, und nur der Dauerlauf hierher zu unserem Freunde erfrischte meine Lebensgeister wieder.“

„Ihr sowohl als Euer Bruder kamet allerdings hier in einem kläglichem Zustande an,“ sagte ich. „Jim behauptete, nachdem er ein halbes Duzend Tassen heißen Kaffee getrunken hatte, doch noch immer bis in das innerste Mark kalt wie ein Eislumpen zu sein.“

„Jim zuckte die Achseln und schwieg. Er mochte doch wohl einsehen, daß sein Bruder recht hatte; wenigstens glättete sich

seine gefurchte Stirn allmählich wieder, und nach und nach beteiligte er sich lebhaft an dem allgemeinen Gespräch, welches sich um die kleinen Erlebnisse der vergangenen kalten Wochen drehte.

Unterdessen bereitete ich mit meinen Leuten die Abendmahlzeit: ein Gericht, welches es nun schon seit längerer Zeit einundzwanzigmal die Woche gab, nämlich in Speck gebratenes Wildfleisch, aus Mehl, Wasser, etwas Salz und Backpulver in einem eisernen Kessel gebackenes Brot und Kaffee. Draußen neben der Thür hingen unter dem vorspringenden Dach zwei Netze, welche ich am Tage vorher das Glück gehabt hatte, in der Nähe der Hütte zu schießen, nachdem ich schon nach kurzer Weile durch die Kälte gezwungen worden war, von einem Jagdstreifzuge ohne Beute heimzukehren.

Die Mahlzeit stand bald hergerichtet auf dem Tisch, von einem paar brennender, durch Mäuse arg zerfressener Kerzen beschienen. Eine Unmenge dieser Tiere beherbergte meine Behausung. Auch sie waren vor der bösen Kälte von nah und fern schutzsuchend zu mir gesüchelt.

Schnell stillten wir unseren Hunger, um uns so bald wie möglich wieder vor der Feuerstelle wärmen zu können, denn nur unmittelbar vor derselben war es jetzt erträglich. Beim Tisch verspürte man den eisigen Ostwind, welcher mit wachsender Gewalt heulend um die Hütte fuhr und durch die undichte Thür zu uns hereindrang.

„Heute ist es schlimm draußen,“ sagte Charley, und ein Schatten flog über sein gutes, heiteres Gesicht. „Gott gnade dem Menschen, welcher diese Nacht unter freiem Himmel weilen muß!“

Unsere Unterhaltung schleppte sich nach der Mahlzeit nur mäßig weiter. Uns alle fröstelte trotz der helllobernden, durch Pechannenzwischen genährten Flammen, und wurde nach einiger Zeit der Vorschlag Jims, zur Ruhe zu gehen, allseitig gern angenommen.

Nachdem wir das Feuer noch einmal zu heller Glut angefaßt hatten, rollten wir uns auf dem erdigen Boden in unsere Decken und Büffelselle ein und wünschten uns eine gute Nacht.

Kaum war es in der Hütte still geworden, so kamen die Mäuse aus ihren Verstecken hervor. Es sind doch reizende Tierchen, wenn man sich an sie gewöhnt hat, und manche Stunde habe ich mich damals im wilden Westen, abends auf meinem Lager liegend und den Schlaf erwartend, an ihren zierlichen Sprüngen und Pöffen ergötzt.

Auch an jenem Abend vertrieben sie mir die Zeit, denn der Schlaf wollte mir nicht kommen. Draußen piff und sang in allen Tonarten der Wind. Dazwischen klang das langgezogene, melancholische Geheul der Wölfe, welche allnächtlich meine Behausung umkreisten. — Charley schnarchte zuerst; dann unterstützte ihn sein Bruder darin nach Kräften, und zuletzt begannen auch meine Leute durch gleiche Töne das Konzert zu vervollkommen. — Auch das störte mich. — Ich zählte langsam bis fünfhundert. — Es half nichts. — Ich dachte mir ein wogendes Kornfeld; — ich malte mir das komplizierteste Räderwerk einer Maschine aus. — Es war vergeblich. Mir blieb der Schlaf fern. — Immer mehr brannte das Feuer nieder. Schon erkannte ich nur noch undeutlich die Mäuschen, welche mit jeder Minute dreister wurden und bereits einigemale den Versuch machten, mit unter meine Decken zu kriechen, was ihnen jedoch unbarmherzig von mir verwehrt wurde.

Noch eine kurze Zeit verging; dann herrschte vollständiges Dunkel in der Hütte, nur noch ein kleiner Haufen glühender Kohlen lag in der Feuerstelle.

Bisher waren die Wölfe stets in einiger Entfernung von meiner Behausung geblieben; jetzt klang ihr Geheul näher und näher. Jedensfalls witterten sie das vor der Hütte hängende Wild. Daß sie jedoch die Unverschämtheit haben würden, sich bis zu demselben heranzuwagen, daran dachte

ich nicht; aber sehr bald wurde ich durch ein kurzes Geheul dicht vor der Thür eines besseren belehrt.

Diese Frechheit empörte mich. Schnell sprang ich auf, ergriff die an meiner Seite liegende, stets geladene Büchse und trat, die Thür aufreißend, in das Freie.

Im fahlen Mondlichte, welches gerade durch die am Himmel dahinjagenden Wolken fiel, sah ich mehrere große Wölfe sich eilig aus dem Staube machen. Ohne die Absicht zu treffen — ein Zielen war, da der Mond schon wieder hinter Wolken verschwand, unmöglich — sandte ich ihnen einen Schuß nach. Vielsach wiederholte derselbe von den umliegenden Höhen.

„Halloo! What's the matter?“ (Hallo! Was giebt es?) riefen hinter mir vier Stimmen zugleich.

Ich trat in die Hütte zurück und beruhigte die aus dem Schlafe aufgeschreckten Männer, indem ich ihnen erzählte, was vorgefallen war.

„Ihr habt recht!“ meinte Charley lachend, welcher mir half, das Feuer aufs neue zu entzünden. „Unverschämt sind die diebischen Halunken. Es war nur gut, daß Ihr wachtet, sonst würde von den Rehen nicht viel nachgeblieben sein. Gute Nacht, Sir!“ Damit kroch er wieder unter seine Decken und Felle.

Auch ich legte mich abermals nieder. Der kurze Aufenthalt im Freien hatte mich gründlich durchkältet, und es dauerte eine geraume Weile, bis ich wieder einigermaßen warm wurde. — Wieder kamen die Mäuse; wieder begannen meine vier Gefährten einer nach dem anderen zu schnarchen, und wie vorhin sank das Feuer mehr und mehr in sich zusammen. Um den Schlaf herauszubeschwören, wandte ich zuletzt noch einmal mein Mittel zu zählen an.

Über vierhundert hinaus war ich gekommen, da — mußte ich doch wohl eingeschlummert sein; denn plötzlich schnellte ich jäh in die Höhe. Vor der Hütte herrschte ein wüster Lärm. Die frechen Tiere hatten, von Hunger getrieben, sich

abermals unserem Fleischvorrath genähert, und wahrscheinlich rissen sie sich jetzt um ihre Beute. Ihr Geheul klang kurz und abgesetzt, begleitet von einem Knurren, Winseln, Bellen und Zischen.

Wieder ergriff ich die Büchse und erhob mich ärgerlich vom Lager. Hastig schob ich den Riegel der Thür zurück. — In diesem Augenblicke erhielt dieselbe von außen einen Stoß. Sie sprang auf, und eine dunkle Masse wälzte sich heulend an mir vorbei. — Ich prallte erschrocken zurück gegen die wieder zuschlagende Thür.

„Zum Henker!“ rief Jim. „Was ist das?“ — „Lord, gracious (gnädiger Gott), beschütze mich vor dem Teufel!“ schrie Anderson Picket, der Neger. — „Brrr!“ machte Christian Dorband, übertönt von einem Gerassel und Gepolter, was der umfallende Tisch mit dem noch darauf stehenden Blechgeschirr verursachen mochte.

Mir blieb kein Zweifel, daß ein paar Wölfe sich, um die Beute kämpfend, ineinander festgebissen hatten und im Eifer des Gefechtes in die Hütte gerollt waren. In meiner Erregung bemerkte ich nicht, daß ich mich mit voller Macht gegen die Thür stemmte, welche ich mich vergeblich zu öffnen bemühte, um den unheimlichen Eindringlingen Gelegenheit zu geben, uns wieder zu verlassen.

„Hölle und Teufel! Macht Licht!“ schrie Jim.

Das Poltern und Rasseln nahm kein Ende. Die Männer drängten und sprangen entsetzt noch halb im Traum von einer Stelle zur anderen. Sie ahnten wohl nicht, was zwischen ihnen wie der Blitz hin- und herfuhr. — Fortwährend erhielt ich Stöße an den Beinen.

„Licht! Licht!“ jammerten in ängstlichem Tone auch meine beiden Leute.

Jetzt erscholl in dem Raum ein markerschütterndes Geheul, dann ein Köcheln.

Gleichzeitig flammte in der Feuerstelle ein Haufen Papier auf.

Der Raum war mit Staubwolken erfüllt.

„Wirf die Pechtannenspäne auf das Feuer, Jim; sie brennen leicht,“ keuchte Charley in einer Ecke mir gegenüber, und als die Flammen jetzt noch einmal hell emporflackerten, sah ich meinen Freund über einen zappelnden Körper gebeugt, und nun erkannte ich in diesem einen großen, grauen Wolf, welchen Charley mit der Linken an der Gurgel gepackt hielt, während er sein langes Messer wieder und wieder in den Leib des Tieres stieß.

Donnernd entlud sich neben mir ein Schuß, und bei der Feuerstelle wälzte sich ein zweiter Wolf in seinem Blute. Jim, der auf das Tier geschossen hatte, blies ihm durch einen Kolbenschlag vollends das Lebenslicht aus.

Alles das ereignete sich rascher, als es sich erzählen läßt.

„Die Pest hole die Bestien!“ brummte Jim, sich hastig umschauend, ob vielleicht noch ein Wolf zu beseitigen sei.

„Gracious! Ich dachte der leibhaftige Teufel wäre unter uns gefahren,“ stammelte Anderson Picket, bebend vor Angst, und sein Landsmann nickte ihm, tief aufseufzend, zu.

„Unverschämt sind die Schurken; ich habe es schon einmal gesagt,“ lachte Charley, indem er sich langsam erhob und dem von ihm getöteten Wolfe einen Fußtritt versetzte. „Schnappt die Bestie da nach meiner Hand. Na! ich packte sie regelrecht, und nun hat sie ihre Strafe.“

„Herr Gott! Ihr seid verwundet!“ wandte ich mich besorgt an ihn.

„Hm! Ich blute wie ein angestochenes Schwein,“ erwiderte er gelassen und betrachtete sich bedächtig seine rechte Hand. „Doch es schadet durchaus nichts,“ fuhr er lächelnd fort, während ich mich beeilte, aus einem Koffer Leinen sowie Verbandzeug hervorzuholen, und meine Leute den umgeworfenen Tisch wieder aufrichteten und das Geschirr einsammelten. „Ich bin sehr vollblütig, und solch ein Aderlaß ist mir ungemein bekömmlich. Die Knochen sind heil geblieben; das ist die Hauptsache. — Dir, Jim, wäre es auch ganz dienlich

gewesen, wenn dich das Vieh gebissen hätte. Du leidest ebenfalls bisweilen an Blutandrang zum Kopf."

"Ich danke verbindlichst!" rief der Bruder entrüstet, welcher das Feuer wieder zu heller Glut angefacht hatte. "Du bist in einer merkwürdigen Weise um mein Wohl besorgt. Wenn es nötig ist, daß ich Blut verliere, zapfe ich es mir lieber selbst ab."

"Na! na! Nimm's nur nicht übel," sprach Charley begütigend. "Es war nicht böse gemeint. — Übrigens — das mußt du auch sagen — bei einer derartig seltenen Wolfsjagd läßt man sich schon einen Biß gefallen, besonders, wenn er nicht gefährlicher ist, als der an meiner Hand. Wir beide haben bereits allerlei Jagdabenteuer erlebt, aber ein solches noch nicht. Poß Blitz und Papier! Mancher Trapper wird uns darum beneiden, und —"

"Goodevening, gentlemen!" (Guten Abend, meine Herren) ertönte hinter uns eine Stimme, und zur Thür herein schwanfte ein Mann.

"Gott sei Dank! Ich bin unter Dach!" stotterte er zähneklappernd. "Wer ihr auch sein mögt, Leute, gewährt mir eine Unterkunft."

Ohne eine Antwort abzuwarten, wankte er nach der Feuerstelle und streckte, dort niedersinkend und am ganzen Körper heftig zitternd, seine Hände über die Flammen.

"Wo kommt Ihr her?" fragte ich überrascht. — Seit zwei Monaten hatte sich kein weißer Mensch nach meiner einsamen Hütte verirrt.

"Laßt mich einen Augenblick die wohlthuende Wärme genießen; dann will ich alles erzählen," entgegnete der Fremde sich schüttelnd. "By Josy! Noch fünf Minuten in der Kälte draußen, und ich wäre ein toter Mann gewesen."

In dem allgemeinen Tumulte war die Blechkanne, noch halb mit Kaffee gefüllt, in einer Ecke aufrecht stehen geblieben. Die wurde schnell in das Feuer gesetzt. Auch einen Eimer, in welchem das Wasser bis auf den Grund gefroren

und daher vom Verschütten bewahrt war, stellte ich vor die Feuerstelle, um möglichst rasch meinem Freunde das Blut stillen und dessen Hand verbinden zu können, die Jim vorläufig behutsam in hereingeholten Schnee packte.

Als der halberstarrte Mann kurze Zeit später etwas von dem erwärmten Kaffee genossen hatte, atmete er sichtlich erleichtert auf.

„Mein Lebenlang werde ich an die soeben durchlebten Stunden denken,“ sprach er seufzend. „Habt Dank, tausend Dank! — Bald ist erzählt, wie ich den Weg hierher fand. — Glücklicherweise war ich durch den Sioux-Paß gekommen. Vorher hatte ich vergeblich eine Hütte gesucht, um darin zu übernachten; nun hoffte ich, jenseits des Passes meine Hoffnung erfüllt zu sehen; doch alles Suchen war ohne Erfolg.“

„Ich glaube es schon,“ nickte Jim. „Auf vierzig Meilen in der Runde giebt es hier in den Bergen außer dieser keine Hütte.“

„Die Nacht brach herein,“ fuhr der Fremde fort. „Immer langsamer schleppte sich mein abgehettes Pferd durch den hohen Schnee. Zuletzt erlahmten seine Kräfte ganz. Ich zog es am Zügel eine Weile hinter mir her, bis es zusammenbrach. Vergeblich bemühte ich mich, das arme Tier wieder aufzurichten. Ich mußte es seinem Schicksal überlassen, wenn ich nicht selbst erfrieren wollte. Mit Schrecken verspürte ich, wie meine Beine gefühllos wurden. — Vorwärts! Vorwärts! war mein einziger Gedanke, und auf's Geratewohl lief ich weiter, um mein erstarrendes Blut zu erwärmen. Oft stürzte ich, und mit immer größerer Anstrengung raffte ich mich wieder empor, bis — auch mir die Kräfte versagten. Ich war in die Kniee gesunken. Verzweifelt gab ich mich verloren. Da — hörte ich in der Ferne einen Schuß. Neuer Lebensmut befeelte mich, und mit ihm lehrte auch meine Kraft zurück. Dem Schalle nach eilte ich weiter, bergauf, bergab, schneller, wenn der Mond zwischen den Wolken hervorschien, stolpernd und fallend, wenn

mich wieder Dunkelheit umgab, aus der mir wie glühende Lichter die Augen der mich seit einer Weile mehr und mehr umschleichenden Wölfe anstarrten. Blicb ich liegen, so war ich jetzt doppelt verloren; ich wurde die Beute dieser gefräßigen Tiere. Auch dieser grauenerregende Gedanke trieb mich vorwärts. — Wie lange ich so weitergestürmt bin? — Ich weiß es nicht. Es dünkt mich eine Ewigkeit. — Scharf spähte ich umher nach einer Hütte, nach Menschen. In Todesängsten dachte ich daran, daß ich möglicherweise schon eine falsche Richtung eingeschlagen haben könnte. — Plötzlich vernahm ich nicht weit vor mir abermals einen dumpfen Schuß. Das Mondlicht brach soeben durch die Wolken, und von einer Höhe herab sah ich in einem Thalkessel eine dunkle Masse liegen. Das mußte eine Behausung sein, und — Gott sei Dank! — ich hatte mich nicht getäuscht. — Gebt mir noch einen Schluck Kaffee; der macht mich wieder zum Menschen.“

„Was veranlaßte Euch, in dieser grimmigen Kälte über die Berge zu reiten?“ fragte ich neugierig.

„Der Dienst, Sir. — Ich bin Beamter der Vereinigten Staaten und habe die Reise einer wichtigen Angelegenheit wegen zu machen.“

Jetzt erst bemerkte der Fremde die beiden toten Wölfe. Erstaunt blickte er die Tiere, dann uns an.

„Ja, Sir. Ihr habt alle Ursache, Euch zu verwundern,“ meinte Charley schmunzelnd, dem ich nun mit Hilfe Fims die Hand verband. „Den Bestien habt Ihr Eure Rettung zu danken,“ und kurz berichtete er, was wir erlebt hatten. „Der erste Schuß auf diese Tiere vor der Hütte gab Euch die Richtung an, wohin Ihr Euch wenden mustet, um wieder unter Menschen zu kommen,“ sprach er dann weiter. „Der zweite Schuß hier in der Hütte brachte Euch zu Eurem Ziel, welches Ihr leicht hättet verfehlen können.“

„So ist es,“ entgegnete der Fremde ernst. „Muß man nicht an eine göttliche Vorsehung glauben? — Als ich die

Anhöhe erreicht hatte, wollte ich mich schon nach rechts wenden; da erfolgte der Schuß. Ohne ihn würde ich die Hütte wohl nicht gefunden haben.“

„Der liebe Herrgott meinte es wahrlich gut mit Euch,“ nickte Charley. „Mich aber freut unser Abenteuer sehr doppelt. Es war nicht allein eine seltene, sondern auch eine verhängnisvolle Wolfsjagd.“

Religion und religiöse Vorstellungen der Arappahoe-Indianer.*)

Die Arappahoes glauben an zwei Gottheiten: an den guten und den bösen Gott; letzteren fürchten sie, und daher lautet das Gebet eines Arappahoe in der Not nicht: „Guter Gott, beschütze mich“, sondern „Böser Gott, sei mir gnädig“. Entriunt er glücklich der Gefahr, so dankt er seinem Gott nicht, da das Gefühl der Dankbarkeit ihm überhaupt fremd ist.

Der Arappahoe ist überzeugt, daß der gute Gott immer nur sein Bestes will und sich bemüht, ihn nach jeder Richtung zu unterstützen, manchmal aber durch den schlechten Gott daran gehindert wird; denn nach seiner Ansicht liegen beide Götter in stetem Kampfe miteinander, aus dem, da ihre Stärke gleich groß ist, oft der gute, oft der böse Gott als Sieger hervorgeht.

Letzteren gnädig zu stimmen oder sich gegen seine Macht zu schützen, ist das Hauptbestreben des Arappahoe bei allen seinen Unternehmungen. Sobald er im Alter von 17 bis 18 Jahren — häufig schon früher, wenn er sich durch eine kühne That oder auch durch hervorragende Schlaueit bei

*) Sehr ähnlich auch bei den übrigen Indianerstämmen Nordamerikas.

irgend einem Diebstahl ausgezeichnet hat — zum Krieger ernannt ist, zieht er sich auf einen entlegenen, einsamen Platz zurück, um sich dort ein Schutzmittel gegen den bösen Gott auszudenken und zugleich durch irgendwelche Anzeichen zu entdecken, ob jener ihm künftig gnädig gesinnt sein wird. Er betrachtet das als eine religiöse Angelegenheit zwischen ihm und seiner Gottheit. Glaubt er das Schutzmittel gefunden zu haben, so macht er sich sofort daran, dasselbe zu bereiten. Gewöhnlich wird es aus kleinen Knochen oder Knochen splintern, Erde, Stückchen von Schlangenhaut, Haaren, möglichst von Feinden, inneren Theilen von Vögeln oder anderen Tieren, Asche von Gräsern oder Wurzeln hergestellt, und alles entweder durch Umrühren mit einem Holzstabe trocken gemischt oder in einem, besonders für diesen Zweck bestimmten Kessel gekocht. Die Zuthaten sind unendlich verschieden und werden sehr geheim gehalten. Bei der Zubereitung meint der Arrapahoe schon aus Farbe und Gestalt erkennen zu können, ob das Mittel gut oder schlecht ist. Ist ersteres der Fall, so verteilt er es sorgsam, ohne es mit den Fingern zu berühren, wodurch es die Kraft verliert, in Säckchen aus Rehhaut. Eines derselben behält er für sich selbst, um es an einer Schnur um den Hals, auf der Brust oder im Nacken oder auch versteckt im Haar immer bei sich zu tragen. Von den übrigen Säckchen befestigt er eins am Schwanz oder in der Mähne seines Lieblingspferdes, ein zweites an seiner Büchse oder unter seinem Schilde; ein drittes hängt er in seiner Hütte auf. — Diese Schutzmittelbereitungen werden später immer wiederholt, und wenn der junge Krieger Weib und Kinder hat, erhalten auch diese oft ein Säckchen mit dem Mittel, welches sie dann ebenfalls stets bei sich führen müssen.

Das Wort in der Arrapahoesprache für dieses „geheimnisvolle Etwas“ festzustellen, ist mir nicht gelungen. Verschiedene Worte wurden mir allerdings dafür genannt, z. B. „wotahú“, „hissitá“, „wakináme“ u. s. w.; doch vermute ich

daß keines das Richtige bezeichnet. — Der „Kleine Bär“, Häuptling eines Arrapahoelagers nahe dem Sioux-Paß in den Bighorn-Mountains, benannte es, wenn ich die Rede darauf brachte, stets mit dem englischen Worte: „Medicine“. Er gehörte zu den aufgeklärtesten Indianern, welche ich kennen gelernt habe, war aber wie seine Brüder von der Kraft der „Medicine“ fest überzeugt. — Mit „Medicine“ bezeichnen die Arrapahoës überhaupt alles ihnen Unverständliche, Geheimnisvolle, Unbegreifliche und auf ihre Religion Bezügliche.

Vor allen größeren Unternehmungen wird, um den guten oder schlechten Verlauf derselben möglichst vorher zu bestimmen, das „geheimnisvolle Etwas“ von jedem Manne einzeln oder in Gemeinschaft mit anderen zubereitet. Der erwähnte Häuptling that es sogar vor jeder beabsichtigten Jagd und erklärte mir, daß er, wenn die „Medicine“ schlecht ausfalle, das Lager nicht verlasse, um auf die Jagd zu reiten, da diese in solchem Falle doch erfolglos sein würde.

Die Arrapahoës vermeiden es, von dem bösen Gott zu sprechen. Sie fürchten, indem sie seinen Namen nennen, ihn auf sich aufmerksam zu machen. Noch peinlicher sind sie darauf bedacht, ihn nicht zu erzürnen. — Obgleich die Arrapahoës Hundefleisch sehr lieben, gestattete der „Kleine Bär“ nicht, daß solches in seinem „tipi“ (Wigwam) gekocht oder gebraten wurde, weil er damit den Zorn des bösen Gottes zu erwecken glaubte. — Diesen Glauben auch in Bezug auf das Fleisch anderer Tiere habe ich mehrfach bei den Arrapahoës gefunden.

Verlassen die Männer das Lager, um irgend etwas außerhalb desselben zu unternehmen, so beobachten sie jedes sich ihnen darbietende Zeichen, um daraus zu deuten, ob der böse Gott ihnen günstig gesinnt ist oder nicht. Zum Beispiel ritt ich einst mit dem Häuptling und fünf Männern aus, um eine Elchherde zu verfolgen, deren frische Spur von einem der Indianer in den Bergen entdeckt war. Das Pferd des Häuptlings strauchelte, als wir das Lager kaum verlassen

hatten. Das genügte, um alle sofort zur Umkehr zu bewegen. Erst am nächsten Tage unternahmen wir die Jagd, welche jedoch, wie nun vorauszusehen war, erfolglos verlief, was aber die Ansicht der Leute, daß der böse Gott noch immer in der Nähe sei, bestärkte.

Um den bösen Gott zu versöhnen oder ihn gnädig zu stimmen, werden hauptsächlich im Winter religiöse Versammlungen abgehalten. Dieselben finden gewöhnlich in einem eigens für diesen Zweck erbauten großen Wigwam statt und werden von dem „Medicineman“ („wotahassa“?) geleitet. Er steht durch die Gewalt, welche er sich über den bösen Gott zuspricht, bei dem Volke in großem Ansehen und ist nach dem Häuptling der erste im Lager, obgleich er sehr häufig nichts weiter als ein schlauer Betrüger ist, der aus der Dummheit seiner Brüder seinen Nutzen zieht. Es giebt jedoch auch solche, welche von ihrer Macht fest überzeugt sind. Mit den Weibern, deren Moral bei den Arapahoes eine geringe Stufe einnimmt, ist er sehr befreundet. Sie allein dürfen zu jeder Zeit bei ihm eintreten, was den Männern nicht gestattet ist. Haben sie in der Hütte ihres Herrn und Gebieters ein besonders schmackhaftes Gericht zubereitet, so verfehlen sie nicht, ihrem Freunde einen Teil der Speise zu bringen.

In Krankheitsfällen vertritt der „Medicineman“ die Stelle eines Arztes; da jedoch Krankheit nichts weiter als Anwesenheit des bösen Gottes ist, wird dieselbe selten durch Arznei aus Kräutern und Wurzeln, sondern meistens durch Gesang und einen auf einer Art Trommel („tum-tum“) oder einem Kessel hervorgerufenen Höllenlärm zu bessern versucht.

Während meines Aufenthalts im Lager befand sich in einem Wigwam ein anscheinend am Fieber leidender Schwerkranker. Derselbe hatte offenbar heftige Schmerzen im Kopfe, da er wiederholt beide Hände gegen die Schläfen drückte; aber je mehr er sich in seinen Qualen krümmte, desto toller schlug sein Arzt mit einem eisernen Stabe auf einen alten Kessel, bis der Tod den Armen endlich erlöste.

Wenn auch eine größere Anzahl Weiber bei dem Verbliebenen ein jämmerliches Klagegeheul anstimmte, so verursachte der Sterbefall im allgemeinen viel mehr Freude als Schmerz, und zwar der unterhaltenden Abwechslung wegen, welche die Beerdigung und die sie begleitenden Vorbereitungen und Feierlichkeiten mit sich brachten.

Es wird behauptet, daß es sehr gefährlich für den Weißen ist, sich bei einem Todesfall im Lager der Indianer zu befinden, weil dessen Anwesenheit leicht die Ursache des Mißerfolges, den bösen Gott zu bekämpfen, zugeschrieben wird. Ich wurde damals nicht im geringsten belästigt und verdankte das wohl meiner Freundschaft mit dem „Medicine-man“, welche ich mir durch einige Schachteln rot- und grünbrennender Streichhölzer erworben hatte, die jener sehr wirkungsvoll bei den geheimen, religiösen Versammlungen verwendete. Nur bei der Beerdigung, welche, da wir anhaltenden Frost hatten, erst nach acht Tagen erfolgte, durfte ich nicht zugegen sein.

Der Tote, in dessen Wigwam täglich längere Zusammenkünfte der Männer stattgefunden hatten, denen ich fernblieb, um Unfrieden zu vermeiden, war mit seiner Büchse, seinem Messer, einigem Schießbedarf und einem Feuerzeug in mehrere alte Büffelfelle — die Haarseite nach innen — sowie in eine rote, wollene Decke gewickelt und dann mit Stricken fest umschnürt worden. So wurde er auf den Rücken eines Pferdes gelegt und unter dem Geheul und Geschrei der Weiber, gefolgt von sämtlichen Männern, zum Lager hinausgebracht. Die Kinder liefen neugierig hinterdrein. Etwa nach einer Stunde kehrten alle, dem Anscheine nach sehr befriedigt, zurück. Abends wurde in der geräumigen Hütte des Häuptlings, welche noch durch einen zeltartigen Anbau vergrößert worden war, ein Tanzvergnügen veranstaltet, an dem sich das ganze Lager bis in die späte Nacht beteiligte.

Am anderen Morgen war die Hütte, in welcher der Verstorbene verschieden war, entfernt. Seines schon bejahrten

Weibes hatte sich ein Mann angenommen, dessen Frau ein Bein gebrochen hatte und daher für einige Zeit zur Arbeit unfähig war. Das Grab entdeckte ich unweit des Lagers in einem mit Steinen verschlossenen Felspalt, vor dem ein Blechnapf voll Wasser und ein Kessel mit Speise standen. Letztere fand ich in den nächsten Tagen mehrfach erneuert. Beides sollte dem Toten auf der Reise nach den glücklichen Jagdgründen dienen, deren Dauer die Arrapahoes auf einen Monat veranschlagten.

Die Arrapahoes beerdigen ihre Toten in Felspalten und Höhlen nur, wenn es in der Nähe ihres Lagers an Bäumen mangelt. Sind diese vorhanden, so legen sie die Leichen in der Weise verpackt, wie schon beschrieben, auf eine aus Zweigen und Stäben hergestellte Plattform in die Äste eines Baumes oder auch, falls sich kein geeigneter Baum findet, auf ein aus vier in die Erde gepflanzten Pfählen gefertigtes Gestell.

Der Glaube an das zukünftige Leben in den glücklichen Jagdgründen läßt die Arrapahoes ruhig sterben. Dort giebt es keinen Tod und weder einen guten noch einen schlechten Gott. Auch wird niemand älter; aber Hunger, Durst, Schmerzen, Liebe, Haß und Feindschaft empfindet ein jeder wie bisher. Die im Kampfe empfangenen Wunden verschwinden auf der Reise dorthin; hat jedoch jemand auf Erden irgend ein Glied seines Körpers verloren, so fehlt ihm dasselbe ebenfalls in den glücklichen Jagdgründen. Ein Arrapahoe stirbt daher lieber, als daß er ein Bein oder einen Arm einbüßt.

Unter dreierlei Umständen fürchtet der Arrapahoe den Tod, und zwar erstens, wenn derselbe ihn im Dunkeln ereilt, weil ihn dann nach seiner Überzeugung auch in den glücklichen Jagdgründen ewiges Dunkel umgiebt. Aus diesem Grunde wagt nachts keiner einen Angriff auf seinen Feind. Ein alter Trapper erzählte mir, daß ein dem Tode naher Krieger sich selbst abends vor Sonnenuntergang tötete, um

nicht in der Nacht zu verschwinden. Zweitens verliert ein jeder, sobald er skalpiert wird, das Anrecht auf die glücklichen Jagdgründe; denn der Skalp steht in enger Verbindung mit der Seele. Die Arrapahoes glauben außerdem, daß diejenigen Feinde, welche sie töteten und nicht skalpierten, im zukünftigen Leben ihre Diener sein werden. Drittens schließt der Tod durch Erhängen ein Dasein in den glücklichen Jagdgründen aus, da nach der Meinung der Arrapahoes die Seele durch den Mund entflieht und bei einem Erhängten durch die zugeschnürte Schlinge gehindert wird, zu entweichen. — Erhängte und Skalpierte werden nicht beerdigt.

Tiere leben gleichfalls in den glücklichen Jagdgründen fort. Diese sind reich an Wild, hauptsächlich an Büffeln, dem Lieblingswild aller Indianer Nordamerikas. Beim Tode eines Kriegers werden gewöhnlich ein oder mehrere Pferde getötet, damit jener dieselben im künftigen Leben vorfinde. Bei dem erwähnten Todesfall geschah es, wenigstens während der Zeit meiner Anwesenheit, nicht, wahrscheinlich, weil die Arrapahoes in jenem Winter nur eine geringe Anzahl Pferde besaßen; auch hatte jener Mann seinen einzigen Gaul kurz vor seinem Hinscheiden an einen seiner Brüder im Spiel verloren.

Daß auch die Weißen nach dem Glauben der Arrapahoes das künftige Leben mit ihnen teilen, geht aus den Worten hervor, welche mir der „Kleine Bär“ beim Abschied sagte: „Wir sehen uns in den glücklichen Jagdgründen wieder.“

Die Heftigkeit der Klagen, in welche die Wittwen und anverwandten Weiber beim Tode eines Mannes ausbrechen, und die bis zu dessen Beerdigung andauern, richtet sich nach dem Range, welchen der Verstorbene im Leben eingenommen hat. Auch raufen sich die Frauen dabei ganze Büschel Haare aus, und bei einem sehr angesehenen Toten verwunden sie sich, als ein besonderes Zeichen der Trauer, Arme und Brust mit einem Messer oder einem anderen scharfen Instrument. Kommen sie später in die Nähe des Grabes, so beginnen sie ihre Klagen aufs neue.

Weibliche Leichen werden ohne Förmlichkeiten bestattet und sehr häufig ohne die bei den männlichen Leichen übliche Umhüllung in irgend einen Felspalt geworfen oder notdürftig in der Erde eingescharrt. Wie mir ein Hauptmann der Vereinigten Staaten-Armee mittheilte, wurde mit dem Lieblingsweibe des Arrapahoe-Häuptlings „Kleiner Rabe“ eine Ausnahme gemacht, indem man es mit allen Ehren und religiösen Gebräuchen beerdigte. Der Gatte gab ihr sogar ein Pferd nach den glücklichen Jagdgründen mit.

Sich selbst zu verwunden, ist eine dem bösen Gott wohlgefällige That und geschieht daher auch beim Kriegstanz. Die Männer rissen sich an zwei Stellen der Brust die Haut auf und schieben unter diese einen langen Grassalm, den sie beim Tanzen hin und her ziehen, wodurch die Wunden oft sehr weit aufgerissen werden. Davon herrührende, breite Narben hatten der „Kleine Bär“ sowohl als viele andere Männer mehrere auf der Brust.*)

Bei den religiösen Versammlungen, an welchen die Weiber niemals teilnehmen, weil sie überhaupt mit religiösen Angelegenheiten nichts zu thun haben, ja gänzlich davon ausgeschlossen sind, werden häufig dem bösen Gott geweihte Tänze aufgeführt. Bei einem derselben war ich Zeuge, indem sich mir Gelegenheit bot, einen Blick durch ein Loch der aus Hirschhäuten hergestellten Wand des Wigwams zu werfen, in welchem der Tanz stattfand.

In der Mitte der Hütte hing über einem hellflackernden Feuer ein kleiner Gegenstand, welcher mit einer menschlichen Figur einige Ähnlichkeit hatte. Die Hälfte der anwesenden Männer hüpfte und sprang halb nackt, auf einer kleinen Flöte blasend, die sie mit den Zähnen festhielten, im Kreise umher, während die übrigen an der Erde hockten und unter monotonem Gesange, zu dem der „Medicineman“ mit einem rasselnden Instrumente den Takt angab, aus einer von Hand

*) Dieser Tanz entspricht den sogenannten „Geistertänzen“.

zu Hand gehenden, reich mit Federn, Perlen und bunten Bändern verzierten Pfeife rauchten. Erst nach Mitternacht war der Tanz beendet, und am nächsten Tage erzählte mir der Häuptling, daß es ein „Medicine dance“ gewesen sei, um den guten Gott zu veranlassen, ihnen in baldiger Zeit recht viele Büffel zu schicken.

Es giebt verschiedene Arten dieser religiösen Tänze, von denen früher einige einen schauerlichen Charakter hatten, indem sich die Tänzer, um Mut und Selbstbeherrschung zu beweisen, auf eine grauenhafte Weise zerfleischten und marterten oder stunden-, ja tagelang ununterbrochen hüpfen und sprangen, bis sie bewusstlos und halbtot vor Erschöpfung zusammenbrachen. Derartige Tänze werden von den Arrapahoes nicht mehr aufgeführt, seitdem sie unter Aufsicht der Regierung stehen. Ein alter Mann, welcher ebenfalls die vom Kriegstanz herrührenden Narben auf der Brust trug, zeigte mir mit der Bemerkung „Medicine dance“ mehrere tiefe Narben auf seinen Schultern und seinem Rücken. Er hatte die Wunden bei der großen religiösen Versammlung erhalten, welche die Arrapahoes mit den Cheyennes gemeinschaftlich im Jahre 1872 abhielten, und bei der diese Martertänze wochenlang Tag und Nacht veranstaltet wurden.

Ohne Pfeife ist keine Versammlung denkbar, und es werden je nach der Art derselben verschiedene Pfeifen gebraucht. Rauchen ist eine religiöse Handlung, und deshalb rauchen auch die Frauen nicht. Niemals habe ich einen Arrapahoe allein rauchen sehen. Immer waren es mehrere, die sich in einem Kreis auf dem Boden niedergesetzt hatten und die Pfeife von rechts nach links herumgehen ließen. Ein Arrapahoe wird die Pfeife nicht annehmen, wenn sie ihm von links gereicht wird. Er raucht nicht andauernd, sondern zieht zwei bis drei Züge tief in die Lungen ein und giebt die Pfeife dann weiter.

Nicht einmal gelang es mir, meinen Freund, den Häuptling „Kleiner Bär“, zu veranlassen, eine Cigarre zu rauchen.

„No good!“ gab er mir stets zur Antwort, wenn ich ihn darum ersuchte. Er betrachtete die Cigarre als Tabak, zerbrach und zerkleinerte sie und stopfte sie in die Pfeife, welche er in einem am Gürtel befestigten, prächtig mit bunten Perlen geschmückten Ledersacke immer bei sich trug. Sie bestand aus einem roten Steinkopf, von dem eine Adlerfeder sowie ein Büschel Skalphaare herabhingen, und einem langen hölzernen Rohr, in welches verschiedene Zeichen eingebrannt waren. Auf meine Frage, was dieselben bedeuteten, erhielt ich zur Antwort: „Medicine“.

Die Arrapahoes, welche mich in meinen Blockhütten in den Bighorn-Mountains besuchten, pflegten, gewöhnlich sofort nach ihrer Ankunft, im Freien im Kreise niederzuhocken und zu rauchen. Keiner sprach dabei ein Wort, nur stieß dieser oder jener bisweilen ein Grunzen aus. War die Pfeife leergebrannt, so erhoben sich alle zu gleicher Zeit und reichten mir die Hand oder gaben mir einen leichten Schlag auf die Schulter. Diese Formalität war „Medicine“. Gern sahen es die Leute, wenn ich mich in ihre Mitte setzte und mit ihnen rauchte. Kam ich in ihr Lager, so wurde zuerst, meistens in der Hütte des Häuptlings, mit sechs oder acht Männern die Pfeife geraucht. Das erste Mal schlug dazu der „Medicineman“ leise den „Tum-tum“, wahrscheinlich um den bösen Gott zu vertreiben, welcher den Weißen nach dem Glauben der Arrapahoes oft begleitet. — Zum Beispiel durfte ein gewisser Indiantrader (Unterhändler mit Indianern) nicht das Lager betreten, in welchem der „Kleine Bär“ Häuptling war. Dieser behauptete, daß jener „bad medicine“ sei. Ich wußte, daß der Indiantrader ein großer Salunke war, der seine rotbraunen Kunden auf eine schändliche Weise übervorteilte.

Die Religion der Arrapahoes verlangt keine Pflichten weder gegen den bösen oder guten Gott noch gegen Mitmenschen. Sie lehrt weder Recht noch Unrecht. Was dem Arrapahoe zuwider ist, hält er für Unrecht; was ihm lieb

und angenehm ist, für Recht. — Will er beispielsweise einen Diebstahl unternehmen, so bemüht er sich, den bösen Gott gnädig zu stimmen, damit dieser den guten Gott nicht störe, welcher ihm bei dem Diebstahl behilflich sein wird. Ein Gleiches ist der Fall, wenn er beabsichtigt, einen Feind zu töten. Gelingt es ihm nicht, so ist der böse Gott daran schuld.

So diebisch der Arrapahoe von Natur ist, wird er einem Weißen, der ihn in seinem Lager besucht, doch nie etwas stehlen; lampiert dieser jedoch außerhalb desselben, so ist kein Stück seiner Habe vor dem Arrapahoe sicher. Ferner befindet sich im Kriege ein Weißer, solange er Gast des Lagers ist, in keiner Gefahr. Bereitwillig erhält er Speise und Trank, und ohne Sorge darf er sich auf das ihm gebotene Nachtlager zur Ruhe legen; entfernt er sich jedoch bis über einen gewissen Umkreis des Lagers hinaus, so wird er als Feind betrachtet und getötet. Zuwiderhandlungen gegen diese Gebräuche sind religiöse Verbrechen, ebenso an den eigenen Stammesbrüdern begangener Mord und Diebstahl. Letzteren bestrafen die Arrapahoes hart, indem sie dem Diebe sein sämtliches Eigentum nehmen und ihn, falls er nicht rechtzeitig entflieht, oft zu Tode mißhandeln. — Einen Mord beurteilt man milder, da derselbe gewöhnlich in der Erregung begangen wird. Man zwingt den Mörder, an die Verwandten des Getöteten eine hohe Entschädigung zu zahlen, welche jene unter Beirat des Häuptlings bestimmen. In vereinzelten Fällen wird der Mörder auch aus dem Stamme ausgestoßen. — Ist ein Mord an einem nächsten Anverwandten geschehen und keiner vorhanden, der Entschädigung verlangt, so muß das Verbrechen dennoch gesühnt werden, und zwar erlegt sich der Mörder dann selbst eine Strafe auf. Er zieht sich in die Einsamkeit zurück und verweilt dort längere Zeit ohne Nahrung. Das genügt, um ihn von seiner That vollkommen rein zu waschen.

Einen ähnlichen Fall hörte ich von einem Arrapahoe, den ich gern um mich sah, da er immer bereit war, meine

Fragen zu beantworten und mich bei meinen Forschungen zu unterstützen. Er hatte bei einem Streit in der Wut seinen alten Vater mit einem Messer verwundet, und nach der That ernüchert, legte er sich am Abend in der Nähe des Lagers nach auf einen Felsen. Am anderen Tage holten ihn seine Freunde halb erfroren — es war Anfang Winter — in das Lager zurück, weil sie der Ansicht waren, daß er das Verbrechen hinreichend gesühnt habe.

Das eigene Weib zu töten ist kein Verbrechen, da es unbedingtes Eigentum des Mannes ist, mit dem er machen kann, was er will.

Verschieden ist die Ansicht der Arrapahoes darüber, wo sich die glücklichen Jagdgründe befinden. Der „Kleine Bär“ sagte mir, sie lägen tief, tief unter der Erde. Es begründet sich diese Meinung wohl aus dem Glauben verschiedener Indianerstämme, daß die Büffel, welche früher im Frühjahr in großen Herden von Süden nach Norden zogen, im Süden aus Erdlöchern und somit aus den glücklichen Jagdgründen kamen.

Einzelne Arrapahoes glauben außer an ihre beiden Götter auch noch an Geister. Einer derselben sollte z. B. auf der flachen Kuppe eines wunderbar geformten, gewaltigen Felsens wohnen, welcher in der Nähe einer meiner Blockhütten stand. Diese Geister haben jedoch keine Macht und stehen ebensowenig mit den Göttern in Verbindung; es sind nur schadenfrohe Wesen, die sich an den Mißgeschicken und Qualen der Menschen weiden.

Große Furcht haben die Arrapahoes vor einem Irrensinnigen. Sie sind überzeugt, daß er ihnen durch den bösen Gott, welcher ihm blindlings gehorcht, das Schlimmste zufügen kann.

Schwarze werden von den Arrapahoes wohl getödet, aber nicht skalpiert. Der Skalp von ihnen ist „bad medicine“.

Die Arrapahoes haben ihre einst zahlreichen religiösen

Gebräuche schon jetzt sehr eingeschränkt, seitdem die amerikanische Regierung eine immer schärfere Kontrolle über sie ausübt, der sie schließlich ganz unterliegen werden. Sie zum christlichen Glauben zu bekehren, wird jedoch nie möglich sein; denn unbegreiflich ist es ihnen, weshalb sie nicht töten und nicht stehlen, sowie ihre vielen anderen Untugenden, die sie als Tugenden betrachten, ablegen sollen. Gelänge es trotzdem, so würden sie doch bald wieder zu ihrer Religion, die ihnen viel bequemer ist, zurückkehren.

Ein Tanz ums Leben.

Während meines Aufenthaltes in den Bighorn-Mountains (Wyoming) lief der größte Teil meiner Pferde frei umher, und nur diejenigen Tiere, welche ich mit meinen Leuten gebrauchte, weideten angebunden in der Nähe meiner Blockhütte. Zwei bis drei Tage mußten sie ihre Dienste thun; dann tauschten wir sie gegen einige von den anderen, ihre Freiheit genießenden Pferde um. Dieselben wurden aufgesucht, und einer meiner Leute, ein Neger, Namens Anderson Picket, fing mit seinem selten fehlenden Lasso die Tiere ein, welche wir nötig hatten.

In den ersten Wochen war diese Arbeit in kurzer Zeit verrichtet; als aber der Winter in das Land rückte und das ohnehin schon trockene Gras immer schlechter wurde, entfernten sich die Pferde, Futter suchend, von den Plätzen, wo sie sich gewöhnlich aufzuhalten pflegten, manchesmal viele Meilen weit, und dann mußten wir ihnen oft stundenlang kreuz und quer über die Berge nachreiten, bis wir sie fanden.

Einmal war das wieder der Fall gewesen. Nach vielen vergeblichen Mühen hatten wir die Tiere in einer breiten, von steilen Felsen eingefassten Schlucht angetroffen; zwei

Pferde fehlten jedoch und waren trotz eifrigen Suchens, welches sogleich fortgesetzt wurde, nachdem wir unsere Tiere gewechselt hatten, nirgends zu finden.

Der Abend brach herein, und ärgerlich ritt ich mit meinen Leuten nach meiner Blockhütte zurück.

Am wahrscheinlichsten war es, daß sich die beiden Pferde von den übrigen getrennt und sich verlaufen hatten, was bis dahin allerdings nie geschehen war. Möglicherweise konnten sie auch von den zahlreich in den Bergen hausenden, großen, grauen Wölfen angefallen und getötet worden sein. Am wenigsten denkbar erschien es mir, daß sie gestohlen waren. Der Pferdediebstahl hatte damals zwar in Wyoming berartig überhand genommen, daß, um denselben zu unterdrücken, auf dieses Verbrechen Todesstrafe gesetzt war; aber die Pferdediebe betrieben ihr Handwerk im flacheren Lande, wo es ihnen leichter wurde, mit ihrem Raube rascher aus dem Bereiche des Eigentümers zu kommen. — Doch halt! — hatte mir nicht vor etwa einem Monat ein durchreisender Indiantrader (Unterhändler mit Indianern) gesagt, daß die Crows, ermutigt durch den Erfolg ihrer Brüder in Colorado, der Uta, ebenfalls den Kriegspfad betreten hätten? Ich hatte der Mitteilung jenes Mannes keinen Wert beigelegt, weil solche Gerüchte bisher häufig verbreitet und stets unbegründet gewesen waren; nun beunruhigte mich die damals empfangene Nachricht dennoch. Die Pferde der Crows befanden sich in einem traurigen Zustande, und nötig war es, daß der Stamm sich mit kräftigeren Tieren versorgte, wenn derselbe wirklich Krieg führen wollte. Waren die zwei vermißten Tiere bereits in den Händen der Indianer, so wurden mir jedenfalls auch noch meine anderen Pferde genommen, und das war das Schlimmste, was mir in meiner Abgeschlossenheit, fern von der Civilisation, begegnen konnte.

Früh am nächsten Tage äußerte ich meinen Leuten gegenüber den Wunsch, die verlorenen Tiere noch einmal zu suchen. Anderson Bidet erklärte sich sofort bereit, mich zu begleiten,

und eine halbe Stunde später machten wir beide uns, ausgerüstet mit einigen Lebensmitteln, die Büchse in der Lederscheide unter dem rechten Bein am Sattel, den Revolver am patronengespickten, um die Hüften geschnallten Gürtel auf den Weg.

Das Wetter war herrlich, und in der klaren, winterlichen Luft reichte der Blick weit in die Ferne.

Wir ritten zuerst nach der Schlucht, in welcher wir die Pferde am Abende vorher verlassen hatten. Sie waren, wie wir es erwarteten, fort, und aus den Spuren am Boden ersahen wir, daß sie sich nach Süden gewandt hatten.

Anderson sagte mir, daß ihm dort ein Thalleffel bekannt sei, in dem an den Ufern eines kleinen Baches lauges Präriegras stünde.

„Die entlaufen uns nicht, Herr,“ meinte er, als ich die Absicht aussprach, mich überzeugen zu wollen, ob die Tiere wirklich jenen Thalleffel aufgesucht hätten. „Die Herbe läßt immer eine deutliche Fährte zurück, welche uns das Suchen erleichtert. Besser wird es sein, wenn wir keine unnütze Zeit verlieren und erst dafür sorgen, daß wir die beiden anderen Gäule wiederfinden.“

Ich mußte ihm recht geben, und da die Pferde der Spur nach am vergangenen Tage von Norden gekommen waren, ritten wir in dieser Richtung weiter.

Ich war durchaus nicht guter Laune, und deshalb bemühte sich mein Neger, mich in jeder Weise aufzuheitern. Er erzählte mir die lustigsten Geschichten aus seinen Erlebnissen in Texas, seiner Heimat. Er sang und pffte; als er aber schließlich einsah, daß alles nichts half, mir wie sonst ein frohes Lachen abzugewinnen, sagte er mit wichtiger Miene: „Dreizehn Jahre habe ich mit Gäulen zu thun gehabt, und nie ist mir einer abhanden gekommen; darum tröstet Euch, Herr. Auch die beiden Tiere erhalten wir zurück, wenn sie sich nur verlaufen haben. Verlaßt Euch darauf! Ich ruhe nicht eher, bis sie wieder in unserem Besitze sind.“

„Und wenn sie gestohlen, sogar von Indianern gestohlen wurden?“ fragte ich, jedes Wort scharf betonend.

Anderson Picket blickte mich überrascht an; dann schüttelte er den Kopf und antwortete lächelnd: „Das glaube ich nicht! — Die Arrapahoes haben uns noch vor vierzehn Tagen besucht, und vier Shoshonees waren vor drei Wochen bei uns. — Nein, Herr! Das glaube ich nicht.“

„Ihr vergeßt die Crows, welche meinen Besuch, den ich ihnen vor Monaten machte, nicht erwidert haben,“ entgegnete ich und teilte ihm meine Bedenken mit, welche mich, seitdem wir von der Hütte abgeritten waren, mit immer größerer Sorge erfüllten.

„Das wäre eine verfluchte Sache!“ rief er betroffen. „Und Ihr vermutet, daß die roten Kerle die anderen Säule auch noch holen könnten?“

Ich zuckte die Achseln. „Unmöglich ist es nicht; aber wir wollen nicht gleich das Schlimmste annehmen. Vorläufig ist noch gar nichts bewiesen, und deshalb — vorwärts!“

Picket schwieg, und ich bemerkte, wie er sich verstohlen nach allen Seiten umschaute.

„Fürchtet Ihr Euch?“ fragte ich nach einer Weile.

„Das Gegentheil kann ich nicht behaupten,“ versetzte er kleinlaut. „Ich habe die roten Kerle nie leiden können. Es ist ein hinterlistiges Volk! — Die Kopfhaut reißen mir die Indianer, Gott sei Dank, nicht ab, weil ich ein Schwarzer bin;*) sie töten mich jedoch ebenfalls, und das ist auch nicht angenehm. Sind die Crows auf dem Kriegspfade, wie Ihr meint, so werden sie sich uns nicht ehrlich gegenüberstellen, sondern feige aus irgend einem Hinterhalt auf uns schießen.“

„Na! So weit ist es noch nicht,“ lachte ich und versuchte, meinen Begleiter, der sich augenscheinlich in großer Angst befand, zu beruhigen.

*) Die Indianer skalpieren einen Neger niemals.

Mir gelang das jetzt ebensowenig, wie es ihm vorhin gelungen war, mich aufzuheitern; er wurde sogar immer ängstlicher, je weiter wir kamen. Von seiner Furcht angesteckt, sank auch mir nach und nach der Mut, und ich begann zu bereuen, daß ich nicht wenigstens mit allen meinen Leuten ausgeritten war. Als eine halbe Stunde nach der anderen verging und wir noch immer keine Spur von den Pferden fanden, wurde es mir mehr und mehr zur Gewißheit, daß sie von den Crows gestohlen waren, und zuletzt zweifelte ich überhaupt nicht mehr daran. — Die Stille in den einsamen Bergen erschien mir unheimlich. Das Krächzen eines Vogels hoch im blauen Aether erschreckte mich. Die Aufregung, welche sich meiner bemächtigt hatte, und die ich zu bekämpfen mich vergeblich bemühte, wuchs mit jeder Sekunde. Ohne zu wissen, was ich that, zog ich meine Büchse aus der Scheide und legte sie schußbereit vor mich auf den Sattel.

Im Nu hatte auch Anderson seine Waffe hervorgezogen.

„Seht Ihr etwas Verdächtiges?“ stotterte er.

„Nein; aber Vorsicht ist immer ratsam,“ erwiderte ich mit möglichst fester Stimme lächelnd, obgleich mir gar nicht lächerlich zu Mute war. Ich hatte das Gefühl, als läge etwas in der Luft wie die Schwüle vor einem Gewitter.

Mitten auf einer von Felsblöcken umgebenen Fläche hielt Picket seinen Gaul an, und nachdem er sich wieder ängstlich nach allen Seiten umgesehen hatte, sagte er: „Scheltet mich einen feigen Narren, Herr; aber ich reite nicht weiter. Laßt uns umkehren und uns in der Hütte verschanzen. Darin sind wir geschützt und gedeckt, wenn die roten Kerle uns angreifen sollten.“

Schweigend wandte ich mein Pferd, um seinem Vorschlage zu folgen. Da sah ich plötzlich, etwa fünfzig Schritte vor mir, hinter einem der Felsblöcke den Kopf eines Indianers behutsam hervortauchen und auch sofort wieder verschwinden. Drei Federn schmückten sein Haupt; das bedeutete Krieg.

„Wir sind verloren,“ stammelte Anderson kaum vernehmbar.

Mein Herz pochte zum Zerspringen. Deutlich bemerkte ich, wie zwischen die Felsblöcke hindurch mehrere Büchsenläufe gesteckt wurden.

„Gott, sei meiner armen Seele gnädig!“ hörte ich den Neger flüstern.

Verstohlen blickte ich mich um. Auch hinter uns zeigten sich die Büchsenläufe. Die Indianer hatten uns von allen Seiten umzingelt. Unsere Lage war eine verzweifelte. Was sollten wir beginnen? Rührten wir uns vom Fleck, so mußten wir gewärtig sein, totgeschossen zu werden. — Da kam mir ein rettender Gedanke.

„Vorwärts, Anderson! Herunter vom Pferde!“ sprach ich hastig zu meinem Begleiter. „Tanzt, wie Ihr es oft zu unserer und Eurer Belustigung gethan habt; jetzt gilt es ums Leben!“

Ich erinnerte mich, wie einst die Arrapahoes bei einem ihrer Besuche in meiner Hütte dem Neger mit der Miene äußerster Furcht beim Tanzen zugeschaut hatten und seitdem an seinem Verstande zweifelten. Wirkten die sonderbaren Arm- und Beinverrenkungen Pidets, sowie die Töne, welche er dabei ausstieß, auf die uns jetzt bedrohenden roten Krieger in gleicher Weise, dann waren wir geborgen.

Jeder Indianer fürchtet einen Irrsinnigen und thut ihm nie etwas zuleide, weil er glaubt, daß jener mit dem bösen Geiste im Bunde stehe, dessen Zorn ihm Verderben bringt.

„Vorwärts, Anderson! Vorwärts!“ bat ich hastig und bringend.

Am ganzen Körper zitternd, glitt der Schwarze aus dem Sattel, und zaghaft begann er mit den Füßen den harten, felsigen Boden zu stampfen.

Die Büchsen unserer Feinde senkten sich tiefer und richteten sich auf uns; als jedoch des Negers Bewegungen, angespornt durch mein ständiges Bitten, rascher und beherzter

wurden, verschwanden die Büchsenläufe; statt dessen blickte ein febergeschmücktes Haupt nach dem anderen über die Felsblöcke.

„Singt, Anderson! Schreit und jauchzt, wie Ihr es sonst beim Tanzen zu thun pflegt,“ bat ich wiederholt, indem ich die Indianer scharf und gespannt beobachtete.

Belebend und weinerlich kamen einzelne Töne aus dem Munde Picketts; erst nach und nach klang die Stimme sicherer, als der Neger sein Lieblingslied:

„O, Susanna!

O, weine nicht um mich,“ u. s. w.

anhub. Fester stampften seine Füße dabei den Boden.

Nach einer Minute voll banger Erwartung sah ich zuerst einen, dann mehr und mehr Köpfe der roten Krieger verschwinden.

„Vorwärts, Anderson! Es hilft!“ rief ich erfreut und lachte beinahe laut auf.

Das gab dem Schwarzen Mut. Immer geschwinde flogen seine Beine auf und nieder, und immer lauter erkönte sein Gesang. Er wagte einen Jauchzer, einen zweiten; dann war es, als erfasse ihn eine wilde Begeisterung, denn bald tanzte er so stürmisch, wie ich es nie zuvor von ihm gesehen. Es hatte wirklich den Anschein, als habe er den Verstand verloren.

Der letzte Kopf schwand hinter den Felsblöcken, und da sich auch nach einer längeren Weile kein Indianer wieder blicken ließ, bedeutete ich Anderson, daß er sein Tanzen und Singen einstellen könne.

Der Arme rang schwer nach Atem, trotzdem sprang, schrie und jauchzte er noch immer wie besessen, und es bedurfte einer zweiten dringenden Aufforderung, bevor er aufhörte. Keuchend taumelte er mir nach, als ich vorsichtig auf die Felsblöcke zuritt. Behutsam schaute ich hinüber.

Unsere Feinde waren fort; aber zu meiner Überraschung sah ich eine Anzahl sattelloser Pferde, welche vor mir in

einem kleinen Thalkessel friedlich graseten, und — war es Täuschung? Nein! — ich erkannte meine eigenen Gänse, sogar die zwei am Tage vorher vermißten Tiere befanden sich darunter.

Schnell stieg ich auf die nächste Anhöhe, von wo sich mir eine weite Fernsicht nach Norden bot. Tief im Thal erblickte ich etwa dreißig Indianer, die auf ihren mageren Kleppern in rasender Eile von dannen hetzten.

Noch einmal jauchzte mein Begleiter laut auf, als er von mir vernahm, daß wir gerettet seien.

„Und Euch habe ich ebenfalls zu danken, daß ich nicht alle meine Pferde verlor,“ sagte ich und schüttelte ihm die Hand.

„By Jossy, Herr! Ihr hattet recht!“ erwiderte er, sich hinter dem Ohre krauend. „Die roten Kerle haben sich wirklich auch noch die anderen Gänse geholt. Ein Jammer wäre es gewesen, wenn sie dieselben behalten hätten, und darum ist es doppelt gut, daß es uns glückte, die abergläubischen Salunken fortzuschrecken.“

Auf dem nächsten Wege ritten wir, sämtliche Pferde vor uns hertreibend, nach meiner Blockhütte. Dort angelangt, trauten meine übrigen Leute ihren Ohren nicht, als wir ihnen erzählten, was wir erlebt hatten.

Mehrere Wochen behielt ich meine Gänse in unmittelbarer Nähe meiner Hütte, bis ich eines Tages erfuhr, daß sich die Crows, nachdem eine Abtheilung Soldaten von Fort Smith gegen sie ausgerückt wäre, wieder friedlich gesinnt in ihre Dörfer zurückgezogen hätten.

Dem Neger machte ich das beste Pferd meiner Herde zum Geschenk als Belohnung für seinen Tanz ums Leben.

Aus dem wilden Westen Nordamerikas. II.

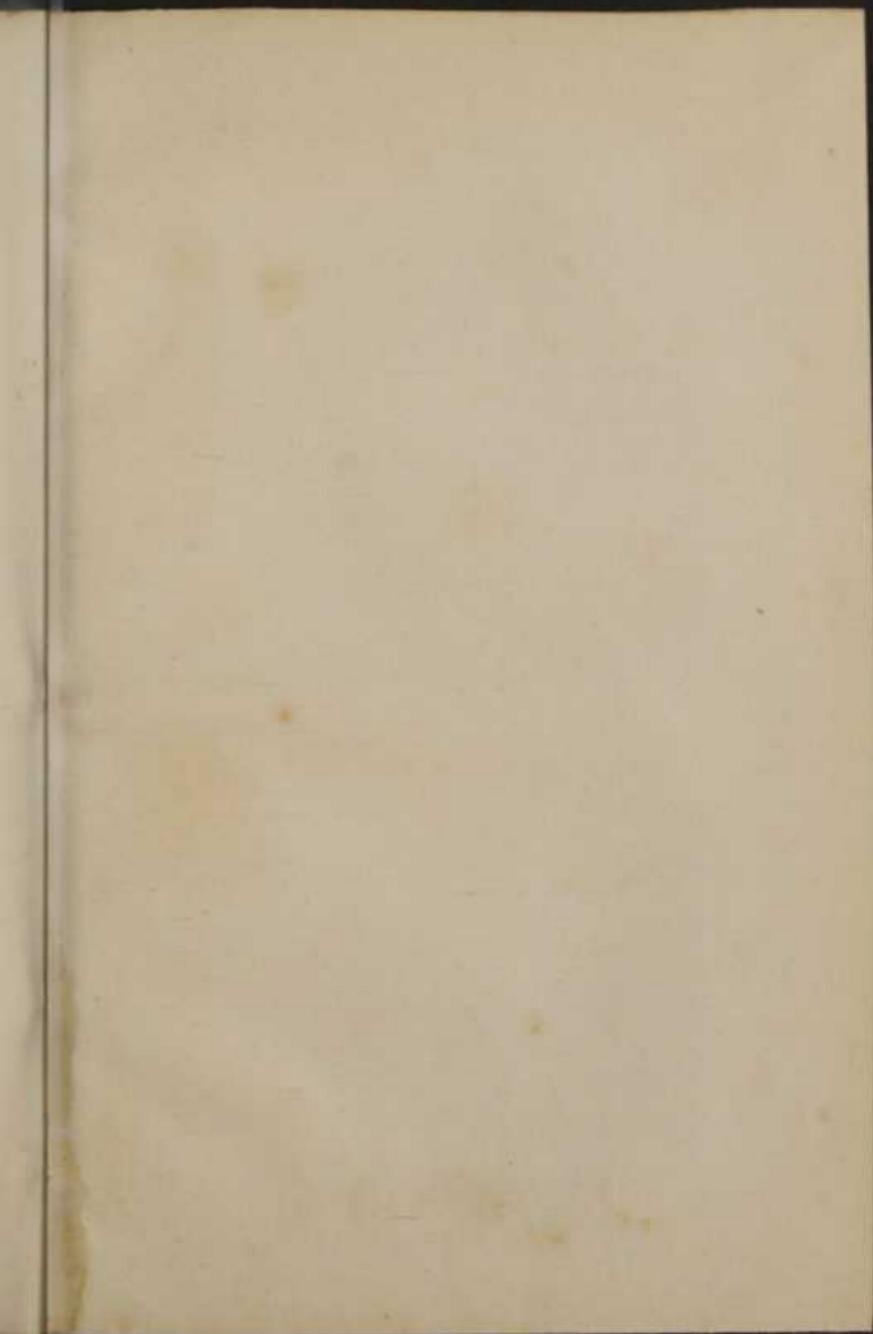
Inhalt.

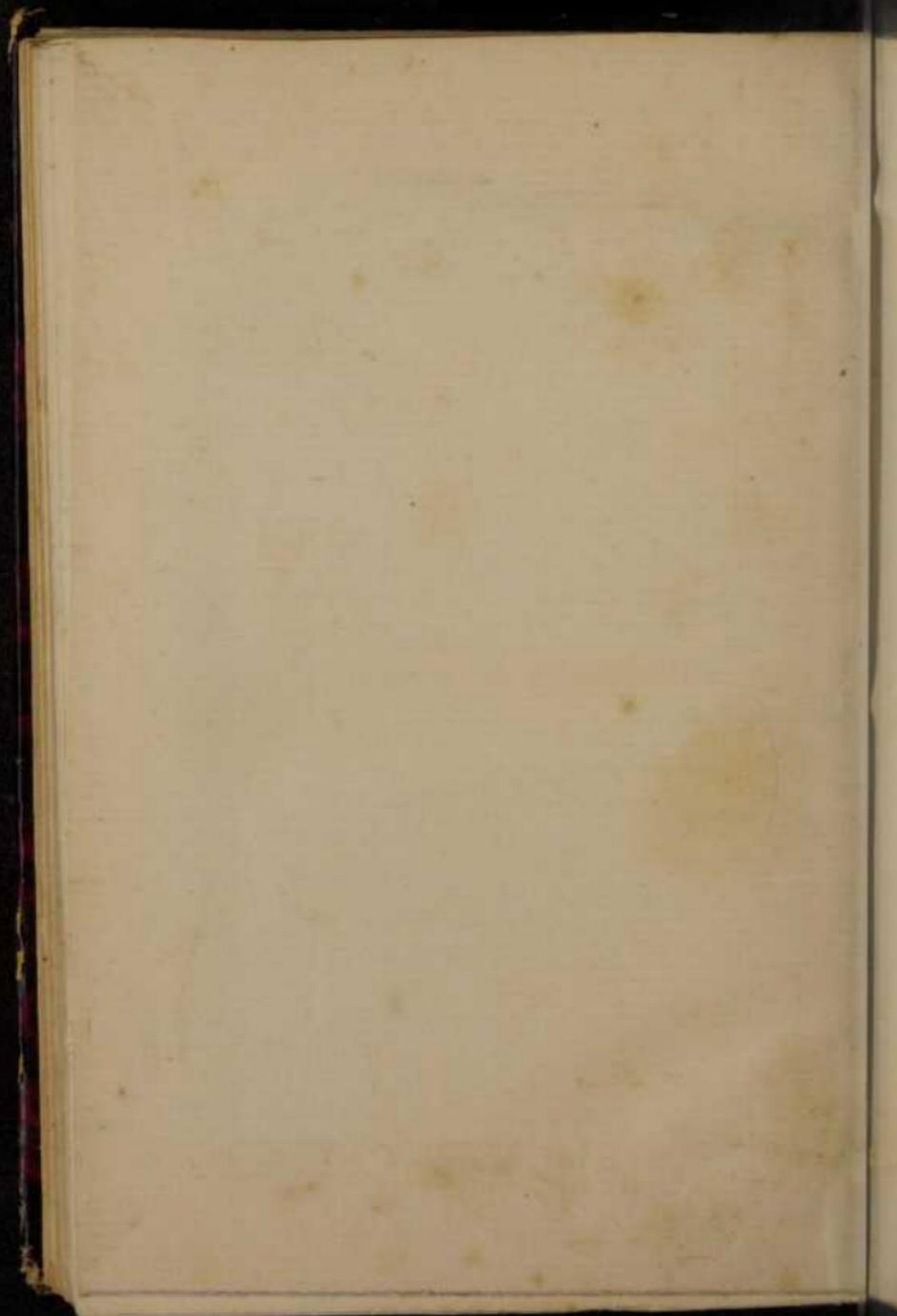
	Seite
Von Indianern verfolgt	3
Eine Reise von New Fort Mc'Kinney nach Old Fort Mc'Kinney (Fort Reno)	21
Eine Reise von Old Fort Mc'Kinney nach der Bighorn-Ranche	37
Das Zählen der Arrapahoe-Indianer	53
Glück im Unglück	55
Die Kinder der Indianer Nordamerikas	64
Eine seltene und verhängnisvolle Wolfsjagd	71
Religion und religiöse Vorstellungen der Arrapahoe-Indianer	82
Ein Tanz ums Leben	94

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY

ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION

1215 Broadway
New York, N. Y.





H/S 222 100

Internationale Jugendbibliothek



047002335467

Blank white label at the top of the book cover.

